

LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen

# Denkmalpflege in Westfalen-Lippe

Heft 2026/1

Visionen in Architektur und Städtebau



**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



Kommunikatives Wohnen Bochum, Architekt Reiner Nüsslein, oben Straßenansicht/Nordfassade, unten Gartenansicht/Südfassade, Originalmaßstab 1:100. Entwurfsstand 1981. Siehe Aufsatz von Hans H. Hanke (S. 13–20).



Objekt zur Baugenehmigung  
von 71.122.001 /r  
Stadt Bochum  
Der Oberbürgermeister  
Ulrich Wegmann  
Bochum, 21.12.2011

BAUHERGEMEINSCHAFT: i.A. WITZKE

KOMMUNIKATIVES  
WOHNEN BOCHUM  
AUF DER PAPPENBURG

NORDFASADE

EINGABE 1:100  
DIPLOM. ING. R. WISSLEIN  
SAL. SCHMITZSTR. 23  
463 BOCHUM 37625/16  
BLATT-16 WITZKE



Objekt zur Baugenehmigung  
von 71.122.001 /r  
Stadt Bochum  
Der Oberbürgermeister  
Ulrich Wegmann  
Bochum, 21.12.2011

BAUHERGEMEINSCHAFT: i.A. WITZKE

KOMMUNIKATIVES  
WOHNEN BOCHUM  
AUF DER PAPPENBURG

SÜDFASADE

EINGABE 1:100  
DIPLOM. ING. R. WISSLEIN  
SAL. SCHMITZSTR. 23  
463 BOCHUM 37625/16  
BLATT 16 WITZKE

© 2026 Landschaftsverband Westfalen-Lippe  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: LUC GmbH, Selm  
Satz und Layout: Alexandra Engelberts, Telgte  
Printed in Germany  
ISSN 0947-8299  
32. Jahrgang, Heft 2026/1

Herausgeber:  
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen  
Fürstenbergstr. 15  
48147 Münster  
dlbw@lwl.org

Bezug und Download:  
<https://www.lwl-dlbw.de/de/publikationen/zeitschrift/>

Redaktion:  
Dr. Gisela Woltermann (Leitung)  
Sabine Becker M. A.  
Dr. Eva Dietrich  
Dr.-Ing. Christian Steinmeier

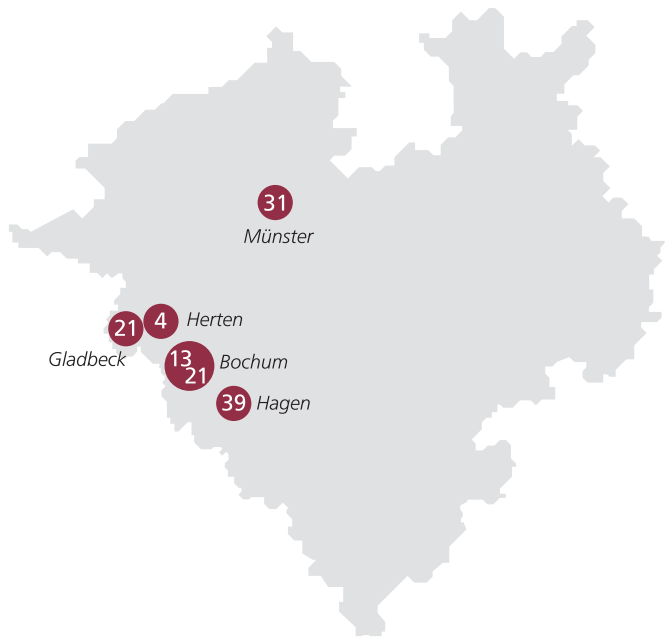
Die Autorinnen und Autoren  
der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen:  
Dr. Christof Baier  
Sabine Becker M. A.  
Ricarda Bodi M. A.  
Dr. Christoph Heuter  
Prof. Dr. Oliver Karnau  
Dr. Anke Kuhrmann  
Dr. Heinrich Otten  
Dipl.-Ing. Stefan Rethfeld  
Dr. Knut Stegmann  
Dr. Gisela Woltermann  
Dr. Eva Zepp

Dr. Hans H. Hanke  
Architekturgeschichte + Denkmalpflege  
Hiltroper Landwehr 14  
44805 Bochum

Hedwig Nieland  
Ludwig-Erhard-Straße 7  
48429 Rheine

Dr. Roland Pieper  
Alter Milchhof 7  
48145 Münster

# Inhalt



3 Editorial

4 **Aufsätze**

4 Auf „Wanderwegen“ durch die Bürolandschaft  
Zum Raumkonzept der Herta-Hauptverwaltung in Herten  
Anke Kuhrmann

13 Kommunikatives Wohnen Bochum  
Bauen für eine neue Form des Zusammenlebens  
Hans H. Hanke

21 Grabeland und Feuchtgebiet  
Gemeinschaftsorientierte Gartenprojekte um 1980  
Christof Baier

31 Gebaute Vision: Das neue Theater in Münster  
Über einen Ort, der Geschichte atmet  
Stefan Rethfeld

39 Als Hagen in den Himmel wuchs – die „Skyline“ in der Volmestadt  
Eva Zepp

47 **Berichte**

47 Wir blicken zurück – und in die Zukunft: 30 Jahre „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“  
Gisela Woltermann

51 Denkmalpflege: Westfälisch – Praktisch 2025  
Gut bedacht – Denkmalpflegerischer Umgang mit historischen Dächern  
Ricarda Bodi

- 53 **Neuerscheinungen des Amtes**
- 55 **Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl**
- 57 **Personalia**

Umschlag-Foto:

Die offene Bürolandschaft der Herta-Verwaltung, links der Pausenbereich mit den „Wassersäulen“ von Norbert Kricke; siehe S. 4–12.

Foto: Archiv Schweisfurth, um 1973.

## Editorial



Im vergangenen Jahr feierte diese Zeitschrift ihren dreißigsten Geburtstag. Höchste Zeit für einen Beitrag unserer Redakteurin Gisela Woltermann zur Geschichte und Bedeutung dieses für die westfälisch-lippische Denkmalpflege so wesentlichen Publikationsorgans (siehe S. 47–50). Ich nutze die Gelegenheit, mich bei ihr und dem aktuellen Redaktionskreis, bestehend aus Sabine Becker, Eva Dietrich und Barbara Pankoke – die bei dieser Ausgabe durch Christian Steinmeier vertreten wird – auf das Herzlichste zu bedanken. Sie sind wesentliche Garanten für immer wieder spannende (und gut lektorierte) Beiträge sowie eine Gestaltung, welche auch nach 30 Jahren immer noch frisch daherkommt und fortgesetzt Freude bereitet.

Ob als Redakteurin oder als Schriftleiterin – Gisela Woltermann sorgte auch für die Qualität und den Erfolg der beiden jüngsten Publikationen des Amtes, die auf den Seiten 53–54 vorgestellt werden.

Es geht zum einen um das neue Werk zu den karolingischen Bauteilen der ehemaligen Klosterkirche in Corvey mit der Hauptautorin Kristina Krüger. Im Zentrum stehen die Entstehungsgeschichte und die bauhistorische Einordnung des als Prototyp eines sogenannten Westwerks in die Architekturgeschichte eingegangenen Westbaus der Kirche. Die Publikation nutzt die über viele Jahrzehnte hinweg durch das Denkmalfachamt des LWL und seine Vorgängerinstitutionen zusammengetragenen Fotos, Zeichnungen sowie Dokumente und macht sie erstmalig der Öffentlichkeit bekannt. Sie bedeutet gleichzeitig einen vorläufigen Abschluss der Erforschung des Westbaus. Und sie bietet uns einen neuen überzeugenden Ansatz für dessen ursprüngliche Nutzung, der Anlass zu weiteren Diskussionen geben mag.

Zum anderen ist auf die neue Publikation zum Kirchenbau der Zeit nach 1945 in Westfalen-Lippe hinzuweisen. Die Hauptautoren Heinrich Otten und Knut Stegmann haben dafür die Erkenntnisse des Erfassungsprojektes zu den Pfarrkirchen in Westfalen-Lippe nach 1945 wissenschaftlich ausgewertet. Sie präsentieren uns in der didaktisch klug aufbereiteten Publikation die Entwicklungen und Strömungen des Kirchenbaus dieser Epoche, unterstützt durch eine reiche Bebilderung in Form von Fotos und Plänen. Um sicherzustellen, dass die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse der Öffentlichkeit unbegrenzt zugänglich sind, wurden beide Werke nicht nur in Buchform, sondern auch im Open Access publiziert.

In die Zeit der noch jungen Bundesrepublik Deutschland und damit der Architektur, der Gartenarchitektur sowie des Städtebaus der 1950er-Jahre, der Moderne 1960+ und der Postmoderne führen uns die Aufsätze dieser Ausgabe zum Thema Visionen in Architektur und Städtebau:

Christof Baier widmet sich gemeinschaftsorientierten Gartenprojekten der Zeit um 1980, Hans Hanke thematisiert ein Wohnprojekt der 1980er-Jahre in Bochum, Anke Kuhrmann äußert sich am Beispiel eines Verwaltungsbaus in Herten zu Bürolandschaften der 1960/70er-Jahre, Stefan Rethfeld schildert uns seine Erkenntnisse zum neuen Theater in Münster und Eva Zepp erläutert den an Architektur und Städtebau westlicher Metropolen orientierten Hochhausbau in Hagen in der Zeit von 1965 bis 1980.

Einzelne Objekte dieser Zeitstellung werden bereits selbstverständlich wertgeschätzt, wurden längst als Denkmäler erkannt und dementsprechend unter Denkmalschutz gestellt. Das gilt z. B. für das schon im Jahr 1990 in die Denkmalliste der Stadt Münster eingetragene neue Theater und damit für ein Objekt der 1950er-Jahre. Für das bauliche Erbe der nachfolgenden Jahrzehnte besteht allerdings noch Forschungs- und Aufklärungsbedarf. Die nachfolgenden Beiträge mögen die Augen öffnen für bislang unerkannte, unerwartete und höchst aktuell erscheinende Qualitäten des damaligen Planens und Bauens.

Dr. Holger Mertens  
Landeskonservator



1 Die Verwaltung der Herta KG: Pausenbereich innerhalb der „Arbeitslandschaft“ mit Norbert Krickes Arbeit „Wassersäulen“. Foto um 1973.

Anke Kuhrmann

## Auf „Wanderwegen“ durch die Bürolandschaft

### Zum Raumkonzept der Herta-Hauptverwaltung in Herten

Der Unternehmer Karl Ludwig Schweisfurth und der Architekt Werner Ruhnau setzten von 1968 bis 1971 in dem Verwaltungsgebäude der Herta KG in Herten – einem der damals größten europäischen fleischverarbeitenden Unternehmen – das zur Bauzeit avantgardistische Konzept der flexiblen Bürolandschaft um. Die als unhierarchisch empfundene Bürolandschaft war in Herten Teil eines Konzeptes zur „Humanisierung der Arbeitswelt“ – in Verwaltung wie in Produktion. Architekten, Ingenieure und Künstler hatten sich zum Ziel gesetzt, Maßnahmen zur Verbesserung von Raumakustik und -klima sowie der visuellen Wahrnehmung zu entwickeln.

Die ehemalige Herta KG ist inzwischen eine Tochtergesellschaft des spanischen Lebensmittelkonzerns Casa Tarradellas und des Schweizer Nestlé-Konzerns. Ihr heute noch als solches genutzte Verwaltungsgebäude zeigt sich mit neuer Möblierung und reduzierter Kunstausstattung verändert. Und doch vermitteln der ungeteilte, terrassierte Raum sowie die verbliebenen Werke der raumbezogenen Kunst die damalige Innovationsleistung. Auf Grundlage des 2017 verfassten Denkmalwertgutachtens der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen hat die Stadt Herten das Verwaltungs- und Sozialgebäude der Herta 2019 unter Denkmalschutz gestellt (Abb. 2).

### Von Innovation und Partizipation – Zur Entwurfsgeschichte

Lange vor dem Bau des neuen Herta-Werks an der Westerholter Straße bestand eine freundschaftliche Verbindung zwischen Karl Ludwig Schweisfurth (1930–2020) und Werner Ruhnau (1922–2015). Erstmals waren sie sich Anfang der 1950er-Jahre in Münster begegnet, als das von Ruhnau und Hardt-Waltherr Hämer (1922–2012) entworfene Verwaltungsgebäude der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe an der Engelenschanze eingeweiht wurde, eine Ikone der Nachkriegsmoderne in Münster.<sup>1</sup>

Als sich zu Beginn der 1960er-Jahre herauskristallisierte, dass aufgrund der Firmenexpansion der

innerstädtische Herta-Standort nicht mehr ausreichte, wurde ein Neubau für Produktion und Verwaltung außerhalb von Herten, zwischen den Stadtteilen Langenbochum und dem westlich gelegenen Stadtteil Westerholt an der Westerholter Straße anvisiert und es kam zur Zusammenarbeit von Ruhnau und Schweisfurth. Erste Ideenskizzen für den neuen Unternehmenssitz erstellte Ruhnau 1965 in Montreal, wo er eine Professur an der *École d'architecture de Montréal* innehatte.<sup>2</sup> Die Entwurfsidee basierte auf einem alle Werksbereiche überspannenden, großen „Wetterschutzdach“. Ruhnau's „Großraumfabrik“ sollte in ihrer „grob-klimatisierenden Wetterhaut“ variable und flexible Raumzellen in Leichtbauweise für die verschiedenen Unternehmensbereiche aufnehmen, deren Klimatisierung entsprechend der jeweiligen Nutzung angepasst worden wäre.<sup>3</sup>

Im Oktober 1967 erteilte Schweisfurth Ruhnau offiziell den Auftrag für das Gebäude der Hauptverwaltung des neuen Herta-Werkes, für die Produktionshallen engagierte er ihn als gestalterischen Berater. Für das Verwaltungs- und Sozialgebäude lautete seine Bitte an den Architekten, „eine große, flexible Bürolandschaft in einem Baukörper zu entwerfen, der selbst flexibel konzipiert ist. Die Fehler zu vermeiden, durch die Großraumbüros zu inhumanen Arbeitssälen werden. Architektur im Wortsinn von Bau-Kunst an diesem Standort zu realisieren und Kunst im Raum als integrierter Bestandteil zu verwirklichen, nicht als nachträgliche ästhetische Dekoration.“<sup>4</sup>

Ruhnau näherte sich diesem Auftrag, in dem er den Bauherren und zum Teil auch die Nutzenden in einen partizipativen Prozess einband, mit Inge-

nieuren und Künstlern kooperierte, bildende und angewandte Kunst integrierte und in seine Planung bauphysikalische sowie psychologische und soziologische Erkenntnisse der damaligen Zeit einfließen ließ. Im Mai 1968 legte Ruhnau die ausgearbeiteten Pläne vor, am 18. Oktober wurde der Grundstein gelegt und im März 1971 konnten sich die Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter in der Bürolandschaft einrichten.<sup>5</sup>

## Herta – ein Blick in die Unternehmensgeschichte

Die Keimzelle der Herta-KG war das aus der Landmetzgerei der Familie Schweisfurth 1897 hervorgegangene, von Wilhelmine und Ludwig Schweisfurth gegründete Delikatessengeschäft mit eigener Schlachtereie in der Kaiserstraße in Herten, dem 1902 die industriell arbeitende Fleischwaren- und Konservenfabrik in der Gartenstraße folgte. In den 1930er-Jahren baute Sohn Karl das Familienunternehmen zu einem „nationalsozialistischen Musterbetrieb“ aus, der u. a. auch die Wehrmacht mit Fleischkonserven belieferte. Ab 1958 entwickelte Karl Ludwig Schweisfurth, der Enkel des Firmengründers, das Unternehmen sukzessive zu einem europaweit agierenden Fleischwarenkonzern. Aufgrund der betrieblichen Expansion in Herten sowie kommunaler Pläne zu einer umfassenden Umgestaltung der Hertener Innenstadt erfolgte Ende der 1960er-Jahre die Betriebsverlegung an die Westerholter Straße und der von Ruhnau geplante Neubau mit flexibler Bürolandschaft entstand.



2 Hauptansichtsseite des Verwaltungs- und Sozialgebäudes der ehemaligen Herta KG von Osten nach Fertigstellung in den frühen 1970er-Jahren.



3 Herta-Komplex, Westerholter Straße 750, 770, links Verwaltungs- und Sozialgebäude; oben rechts die Produktionsanlagen (bauzeitliche Anlagen nicht erhalten). Foto 2012.

Auf dem Höhepunkt des Erfolges erlebte das Unternehmen 1984 eine einschneidende Zäsur: Karl Ludwig Schweisfurth wandte sich von der Massentierhaltung und Massenschlachtung ab, verkaufte das einstige Familienunternehmen und begründete im oberbayerischen Glonn die ökologisch wirtschaftenden Herrmannsdorfer Landwerkstätten. Herta wurde zu 100 % Tochtergesellschaft des Schweizer Nahrungsmittelkonzerns Nestlé. 2020 begründeten Nestlé und der spanische Lebensmittelhersteller Casa Tarradellas das Joint Venture „Herta Foods S. L.“ Im gleichen Jahr starb Karl Ludwig Schweisfurth am 15. Februar im Alter von 89 Jahren in Herrmannsdorf (Glonn).

### Hertas Visitenkarte – städtebauliche Einbindung und Gestaltung des Verwaltungsgebäudes

Abweichend von Ruhnaus frühen Überlegungen – alle Funktionen in flexiblen Klimaeinheiten unter einem Dach zu vereinen – entstand von 1968 bis 1971 ein mehrteiliger Komplex aus Verwaltungs- und Sozialgebäude sowie separaten Produktionshallen (Abb. 3). Das Verwaltungs- und Sozialgebäude ist diagonal zur Westerholter Straße ausgerichtet, sodass sich der Haupteingang mit dem ausladenden Vordach den Herankommenden entgegenstreckt. Das an einem aufsteigend modellierten Gelände errichtete, zweigeschossige Verwaltungsgebäude besitzt im südlichen Bereich eine überdachte Parkzone und ist als vollklimatisierte Großraumanlage angelegt.<sup>6</sup> Das Verwaltungs-

gebäude bildet eine bauliche Einheit mit dem südwestlich anschließenden, ebenfalls klimatisierten, eingeschossigen Sozialgebäude mit Mensa, Küche, Wirtschaftsräumen, Kommunikationshalle und Umkleidebereichen. Der zweiteilige Komplex fungiert in seiner Positionierung als Auftakt und Visitenkarte für den sich nördlich anschließenden, um ein Vielfaches größeren Produktionsbereich, der später durch Neubauten ersetzt wurde.

Die Kubatur des Verwaltungs- und Sozialgebäudes wird bestimmt von den ineinander verschachtelten Funktionen Verwaltung und Mitarbeiterversorgung sowie von der gestuften Dachlandschaft mit einem dominanten Aufbau für die Klimatisierung, der vor- und zurückspringenden Fassade mit den charakteristisch gerundeten Gebäudekanten und der hohen Attika,<sup>7</sup> die oberhalb der Dachkante einschnürt und dann wie eine Krone steil und schräg nach vorne aufragt. Die Vorhangfassade mit ihrer Pfosten-Riegel-Konstruktion zeigt z. T. band- und einige streifenartige Füllungen aus dunklem Mehrscheibenisoliertglas sowie aus grauen, 5 cm starken Sandwich-Elementen – außen emailliertes Stahlblech, innen Gipskarton. Die Vorhangfassade bildet in Farbe und orthogonaler Struktur einen spannungsreichen Kontrast zu den weiß gefassten Fassadenpartien der tragenden Stahlbetonkonstruktion sowie den prägnanten, mit vertikalen, weißen Blechen verkleideten Dach- und Geschossdecken zonen.

Als besonderes Gestaltungselement ist die „amorphe Sockelzone“ anzusprechen, die sich sowohl an der Südfassade als auch im Inneren des Sozialgebäudes findet. An die damals beliebten Sitzsäcke

erinnernd, von denen sich auch Exemplare in den Pausenzonen befanden, zeigt sich der Beton im Sockelbereich mit Kurven, Falten sowie Ein- und Ausbuchtungen.

#### Ruhhaus „humane Arbeitslandschaft“ – der Innenraum und sein Konzept

Das weit in den Vorplatz ragende Wetterdach nimmt die Ankommenden in Empfang und geleitet sie über die breite Freitreppe, die von einem bauzeitlich blau, heute rot gefassten Geländer flankiert und einer roten Farbscheibe des Künstlers Rupprecht Geiger beschirmt wird, durch einen Windfang hindurch in das Obergeschoss der Hauptverwaltung (Abb. 4–5). Hier erstreckt sich auf rund 4.000 m<sup>2</sup> ein großzügiger, ungeteilter Raum. Der Blick kann von Fassade zu Fassade wandern, hier und da an Geigers „Farbraumkörpern“ verweilen oder auch an Norbert Krickes inzwischen stillgelegter Installation „Wassersäulen“: letzte Zeugen einer einst hochkarätigen Kunstsammlung, die konzeptionell wie räumlich mit der Architektur verwoben war.

Der Großraum ist horizontal durch eine Terrassierung sowie vertikal durch zwei Gartenhöfe gegliedert. Die natürliche Belichtung durch die Oberlichter in den höhenversetzten Decken wird durch speziell entwickelte Langfeldleuchten ergänzt. Der optische Eindruck des Raumkontinuums wird maßgeblich bestimmt von der ebenfalls auf Geiger zurückgehenden einheitlichen Deckengestaltung aus silbernen Elementen (Abb. 6). Diese mit silberfarbenem Gewebe ummantelten Glasfasermatten sind zu Tausenden an Ketten von der Stahlgitterkonstruktion des Dachwerks abgehängt. Neben ihrer schallschluckenden Wirkung brechen diese diagonal in den Raum gehängten Elemente den

Blick in die offene Deckenkonstruktion mit den dort verlaufenden Klima- und Elektroinstallationen, ohne diese vollständig zu verdecken.

Bauzeitlich führten organische „Wanderwege“ (Werner Ruhbau) durch eine frei komponierte Anordnung aus Schreibtischen, Sitzmöbeln (darunter Designklassiker von Charles & Ray Eames), teppichbezogenen Kuben für unterschiedliche Verwendungen, knautschigen Sitzsäcken, halbhohen Raumteilern, Pflanzinseln und immer wieder Kunstwerken (Abb. 7). Ober- und Erdgeschoss stehen durch breite Treppenläufe sowie den großen Gartenhof in Verbindung. Das Konzept des freien und flexiblen Grundrisses setzt sich im Erdgeschoss fort, allein die Sanitärräume sowie geräuschintensiven Bereiche – Druckerei und Datenverarbeitung – waren eingehaust.

Mit seiner inneren Organisation – dem frei arrangierten Mobiliar in einem Großraum ohne Unterbrechung durch Erschließungskerne oder Vorstandsbüros – steht die Herta-Hauptverwaltung in besonderer Weise für eine Innovation im Verwaltungsbau: die sogenannte flexible Bürolandschaft, die mit ihrer strukturell-organisatorischen Neuerung der Arbeitsabläufe und damit einhergehend der Veränderung der Arbeitsumgebung die Bürogestaltung weltweit revolutionieren sollte. Entwickelt wurde die Bürolandschaft in den späten 1950er-Jahren von dem Quickborner Team – Gesellschaft für Planung und Organisation mbH, einem Beratungsunternehmen, das auf Büroplanung- und -organisation spezialisiert war.

#### Die Bürolandschaft und das Quickborner Team

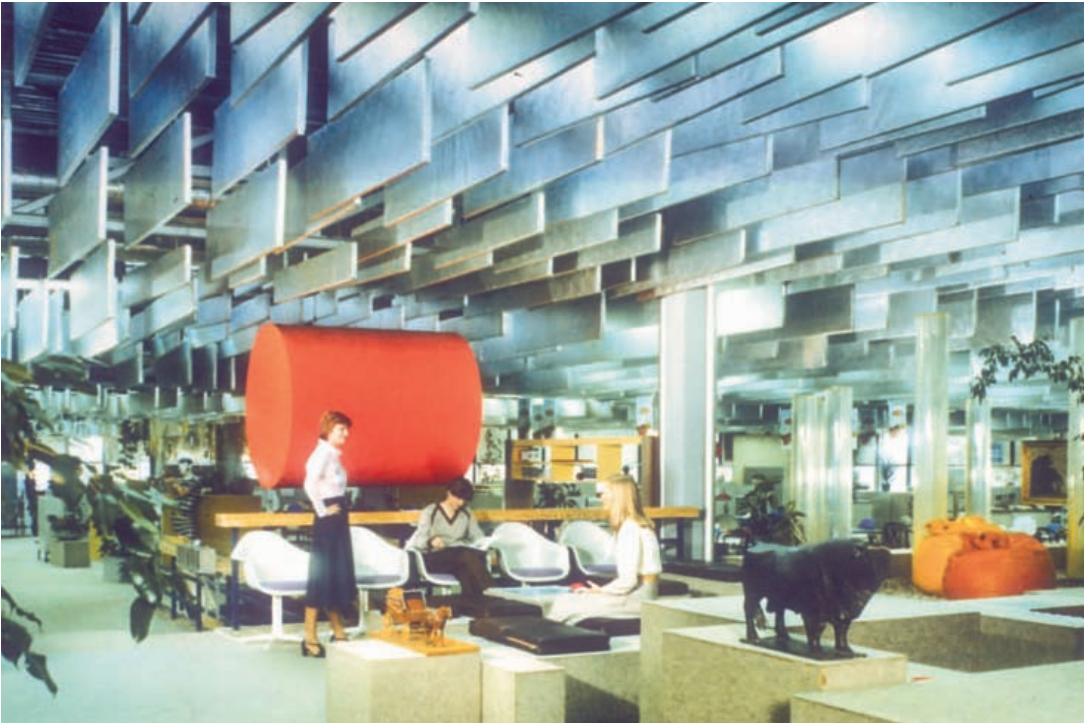
Die Bürolandschaft war ein neues, innovatives Raumkonzept für Verwaltungsbauten, das sich in



4 Freitreppe zum Haupteingang mit der roten Farbscheibe des Künstlers Rupprecht Geiger. Foto aus den 1970er-Jahren.



5 Empfang nach Herta-Art: flexible Kuben für sich wandelnde Anforderungen. Foto um 1973.



6 Prägende Elemente waren die Sichtblenden an der Decke, die schwebenden „Farbraumkörper“ von Geiger über den Treppenabgängen und die „Wassersäulen“ von Kricke. Foto um 1973.

den 1960er-Jahren von Deutschland ausgehend international etablierte. Diese auf Flexibilität und Veränderbarkeit setzende Ausgestaltung von Großraumbüros geht zurück auf die Planungs- und Organisationsarbeit des Quickborner Teams.

Die Wurzeln des Quickborner Teams liegen in dem 1959 von den Brüdern Eberhard und Wolfgang Schnelle gemeinsam mit Hermann Dunst begründeten Organisationsteam Eberhard und Wolfgang Schnelle.<sup>8</sup> Das Organisationsteam setzte bei seinen ersten Beratungsprojekten, den Verwaltungsgebäuden für das Pharmaunternehmen Boehringer & Söhne in Mannheim (1958–1960) sowie das Kom-

missionshaus Ton und Bild des Bertelsmann Konzerns in Gütersloh (1960/61) (Abb. 8),<sup>9</sup> erstmals in Deutschland ihr Konzept der Bürolandschaft um. Als Gegenentwurf zu den auf Effizienz und Produktivität ausgelegten Großraumbüros, wie sie seit Beginn des 20. Jahrhunderts mit aufgereihten Arbeitsplätzen in ungeteilten, hallenartigen Räumen als „Taylorist Office“ Einzug in amerikanische und dann auch europäische Bürogebäude gefunden hatten, entwickelten die Gebrüder Schnelle mit Dunst die auf freie Organisation und Zonierung setzende Bürolandschaft. Ausgehend von der Erkenntnis, dass Arbeitsplätze und Arbeitsergebnisse nur dann verbessert werden können, wenn auch die Arbeitsprozesse besser organisiert sind, analysierte das Team Arbeitsabläufe und interne Kommunikationsstrukturen und entwickelte als kommunikationsfreundlich geltende hierarchie- und richtungslose räumliche Organisationen von Großraumbüros: offene Flächen, locker gestellte, organisch gruppierte Arbeitsplätze, unterteilt durch halbohohe (Sichtschutz- und Akustik-)Wände sowie mäandrierende Wege und Pflanzbereiche.

1961 siedelte das Organisationsteam ins schleswig-holsteinische Quickborn um und firmierte seit 1962 unter dem Namen Quickborner Team Gesellschaft für Planung und Organisation mbH. Das Quickborner Team wurde zum einflussreichsten deutschen Unternehmen für Büroorganisation und schon bald exportierte es seine „office landscape“ nach Übersee. Das erste internationale Projekt der „German Radicals“ (New York Times) war 1967 die Bürolandschaft für DuPont in Wilmington/Dela-



7 In der offenen Bürolandschaft war der Übergang zwischen Eingangsbereich, Arbeitsbereich und Pausenzone fließend. Foto um 1973.



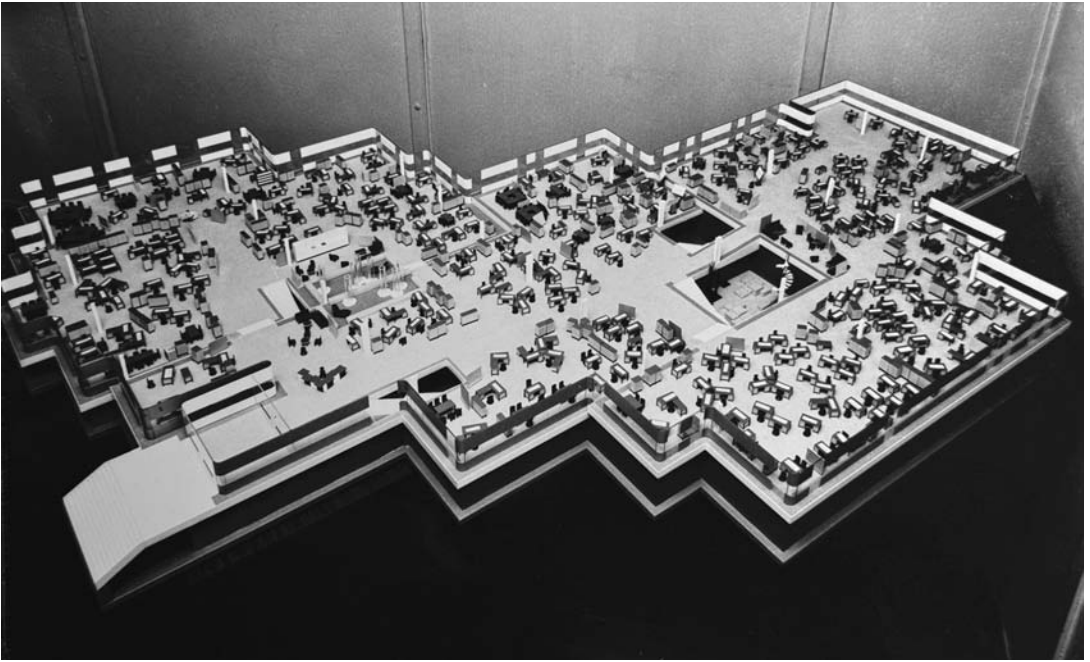
8 Bertelsmann Konzern in Gütersloh, Kommissionshaus Ton und Bild, frühe Bürolandschaft des Quickborner Teams von 1960/61. Foto aus den 1960er-Jahren.

ware, dem damals weltgrößten Chemiekonzern. Es folgten Aufträge in Europa, Skandinavien, Südamerika und Asien.<sup>10</sup>

Die Herta Hauptverwaltung zeigt eine besonders konsequente Umsetzung der vom Quickborner Team entwickelten Bürolandschaft. Werner Ruhnau und Karl Ludwig Schweisfurth griffen die Ideen der Quickborner auf und ließen sie in ein Gesamtkonzept einfließen, das ganz wesentlich zeitgenössische Diskurse zur „Humanisierung der Arbeitswelt“ berücksichtigte. Erklärtes Ziel von Bauherr und Architekt war es, neben klimatischen, akustischen und optischen Verbesserungen auch durch die Rhythmisierung des Raumes und durch Sinnesreize eine „humane Arbeitslandschaft“ (Werner Ruhnau)<sup>11</sup> zu schaffen. Zur Rhythmisierung des Raumes trug ganz wesentlich die Ausgestaltung als Bürolandschaft mit ihrer freien Komposition des Mobiliars und der organischen Wegeführung bei (Abb. 9–10).

Die Herta-Verwaltung spiegelt in besonderer Weise den Anspruch der Bürolandschaft wider, durch den Abbau räumlicher Hierarchien demokratischere Arbeitsprozesse zu befördern. Ruhnaus „Arbeitslandschaft“ nivellierte wie keine andere Bürolandschaft im deutschen Verwaltungsbau die herkömmlichen baulichen Privilegien der Führungskräfte:<sup>12</sup> Die Arbeitsplätze von Karl Ludwig Schweisfurth sowie weiterer leitender Angestellter lagen im gleichen terrassierten Großraum wie die der 400 Mitarbeitenden der Hauptverwaltung und waren mit den gleichen Möbeln ausgestattet (Abb. 11).

Die „Arbeitslandschaft“ bei Herta nimmt zudem mit ihrer Symbiose von Architektur und Kunst eine Sonderstellung innerhalb des Verwaltungsbaus ein. Wie in kaum einem anderen Betrieb seiner Zeit war bei Herta Kunst integraler Bestandteil des Arbeitsalltags: Kunstschaaffende waren in die Planung und Realisierung einbezogen, alle Bereiche des Unternehmens – vom Freiraum über die Verwaltung bis in die Produktionshallen – wurden künstlerisch ausgestaltet und waren damit allen Mitarbeitenden zugänglich (Abb. 12). Ob die Arbeiten – wie von den Planenden gewünscht – Fantasie anregend oder für die Mitarbeitenden aufregend waren, hing stark von Thema, Aussage und Gestaltung der Werke ab. Betriebseigene Umfragen zeigten, dass thematisch auf die Arbeitswelt, also auf die Fleischproduktion bezogene Kunstwerke als provokant und oft auch abstoßend empfunden wurden, raumbezogene Objekte hingegen fanden größere Akzeptanz.<sup>13</sup> Mit dem Eigentümerwechsel sind einige Kunstwerke demontiert worden, die die Bürolandschaft ursprünglich zu einer einzigartigen Kunstlandschaft machten, hierzu gehörten Günter Weselers ruhig pulsierende „Atemwand“ aus gezacktem Weichschaumstoff (1971) sowie seine „New Species“ (1971) oder auch Wolf Vostells großes Environment „MIT(H)ROPA“ (1974), das mit seiner Kollision aus Beton, Buick Elektra und einem Kälbchen besonders viele Diskussionen beförderte.<sup>14</sup> Neben den raumgreifenden Installationen und Environments wurden auch Grafiken und Gemälde sämtlicher Epochen aus der Privatsammlung Schweisfurths präsentiert. Die Raumtei-



9 Modell des Großraumbüros im Obergeschoss der Herta-Verwaltung: Blick auf das geordnete Chaos der „humanen Arbeitslandschaft“.

ler übernehmen hierbei die Funktion der Galeriewände (Abb. 11). Die heute noch überlieferten Kunstwerke prägen ganz maßgeblich den Raumeindruck: Rupprecht Geigers aus Acryl und Holz gefertigte, schwebende monochrom gefasste, zylindrische Körper oberhalb der Treppenläufe akzentuieren den Raum und dienen gleichzeitig der Orientierung. Raumbeherrschend sind seine zum „Silberwald“ (Werner Ruhнау) verdichteten silbernen Deckenbohlen, die zugleich Akustikelement und Sichtblende sind. In der ehemaligen Pausenzone weisen Plexiglas-Zylinder auf die außer Funktion gesetzte Arbeit „Wassersäulen“ von Norbert Kricke hin.

Visionen der 1960er-Jahre erinnern, bewahren, weiterentwickeln

Der Bauherr Karl Ludwig Schweisfurth und der Architekt Werner Ruhнау realisierten ein Gebäude mit einer unverwechselbaren Formensprache und innovativen inneren Gliederung sowie Ausstattung. In Konstruktion, Kubatur und Fassadengestaltung stellt die Herta-Verwaltung ein wichtiges Zeugnis für die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre dar – eine Architekturphase, die wie keine andere für das Experimentieren mit neuen Konstruktionen und Materialien sowie für die Freude an Formen und Strukturen steht. Mit der skulpturalen Anmutung des Gesamtgebäudes, die vor allem durch die markante Attikagestaltung und die gerundeten Gebäudekanten evoziert wird, verdeutlicht Ruhnaus Herta-Verwaltung die neue „Bildhaftigkeit und Plastizität“<sup>15</sup> der Archi-

tektur ab 1965. Zu den streng kubischen Baukörpern des Internationalen Stils gesellten sich nun Bauten mit polygonalen Grundrissen und Kubaturen sowie reliefhaft ausgestalteten Fassaden. Mit seinen gerundeten Gebäudekanten nimmt das Verwaltungs- und Sozialgebäude die ab den 1960er-Jahren sehr populäre, dem Produktdesign und Karosseriebau entlehnte „Round-Line-Ästhetik“ auf. Sie verleiht dem Gebäude gemeinsam mit den außenliegenden Stahlbetonstützen, der Metallverkleidung von Attika und Deckenplatten, der Schrägstellung der Attika sowie dem an Maschinenlamellen erinnernden außenliegenden Sonnenschutz und dem sichtbaren Dachwerk im Inneren mit den silberfarbenen Akustikelementen einen technoiden Charakter.

Das Verwaltungs- und Sozialgebäude von Herta war die Spielwiese des Bauherrn und seines Architekten. Hier konnten sie ihre Vision einer „humanen Arbeitslandschaft“ erproben und – im Falle Schweisfurths – auch leben. In dieser spiegeln sich die sozialen Visionen der 1960er-Jahre, die in den 1970er-Jahren in eine umfassende präventive Sozial- und Arbeitspolitik mit dem Arbeitssicherheitsgesetz (1973) und konkreten Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen mündeten. Hertas extravagante Variante der Bürolandschaft blieb ohne Nachfolge. Die offene Bürolandschaft selbst verlor – insbesondere aufgrund zu geringer Privatsphäre – bereits in den 1970er-Jahren zunehmend an Bedeutung. Die als positiv wahrgenommenen Effekte der Bürolandschaft wie die schnelle Kommunikation, flache Hierarchien oder flexible Arbeitsräume wirken jedoch bis in heutige Büro- und Arbeitskonzepte fort: Das „nomadische“

Büro mit Desksharing und mobilen Trolleys für die Individualarbeit und Working Spaces für gemeinsame Projektarbeit hat seine Wurzeln in der Bürolandschaft der 1960er-Jahre.

#### Anmerkungen

1 Das ehemalige Verwaltungsgebäude der Landwirtschaftskammer gilt als erster Münsteraner Verwaltungsbau mit Rasterfassade und steht seit 1994 unter Denkmalschutz; siehe: Niels Gutschow / Gunnar Pick, Bauen in Münster. Ein Architekturführer. Münster 1983, S. 89.

2 Dorothee Lehmann-Kopp, Der Raum, das Spiel und die Künste. Interview mit Werner Ruhнау, in: Dorothee Lehmann-Kopp (Hg.), Werner Ruhнау. Der Raum, das Spiel und die Künste. Gelsenkirchen 2007, S. 17–133, hier S. 113.

3 Werner Ruhнау, Meine Zusammenarbeit mit Karl Ludwig Schweisfurth, in: Siegfried Gnichwitz (Hg.), Kunst geht in die Fabrik. Dokumentation eines Experimentes. Ausstellungskatalog. Bonn 1987, S. 21–24, hier S. 21. Das Modell dieser „Großraumbüro“ von 1965 ist abgebildet in: Lehmann-Kopp (wie Anm. 2), S. 112.

4 Karl Ludwig Schweisfurth, Thesen des Unternehmers zur Zusammenarbeit und zum Großraumbüro und dem daraus abgeleiteten Auftrag an die Planung und Gestaltung, in: Karl Götze / Theo Driessen van der Lieck / Werner Rudolf Vogt (Hg.), KLS...auf dem Wege, ...auf der Suche. Berlin 1980, o. S.

5 Werner Ruhнау war für den Entwurf und die Bauleitung verantwortlich, seine Mitarbeiter waren Rolf Rehfeld, Geörgy Varga, Heinz Spellerberg, Manfred Storck, Erwin Berning, Winfried Ter-Hüerne und Hanno Schimmel. Für die Statik zeichneten Prof. Stefan Polónyi und Richard von Kalmar (Köln) verantwortlich. Die statische Prüfung übernahm Hans Scheib (Köln). An der Akustik war das Büro Werner Zeller (Essen) beteiligt. Siehe: Werner Ruhнау, Silberwald im Bürowald, in: db 1971/6, S. 639–647, hier S. 639; Götze / Driessen van der Lieck / Vogt (wie Anm. 4), S. 86.

6 Die in Teilen noch überlieferte Freiraumgestaltung mit einer Modellierung des Geländes entwarf der Münsteraner



10 Werner Ruhнау, hier im Pausenbereich, ließ sich bei seiner Choreographie der Arbeitslandschaft nach eigener Aussage von Bewegungsstudien Oskar Schlemmers inspirieren. Foto aus den 1970er-Jahren.

Landschaftsarchitekt Heinz-Günther Schulten (1930–2014).

7 Im Rahmen einer Dachsanierung sind im Bereich des Verwaltungsgebäudes die senkrecht aneinanderstoßenden Attikableche durch schmalere, gebördelte Elemente ersetzt worden. Die rückwärtige Attika des Sozialgebäudes zeigt die breiteren, bauzeitlichen Elemente.

8 Bereits 1919 hatte Herbert Schnelle in Danzig das Velox-Werk gegründet, das 1947 im holsteinischen Barmstedt als Velox Metall- und Papierverarbeitungswerke Herbert Schnelle GmbH neu aufgebaut wurde und zu dem auch ein Möbelwerk gehörte, welches sich auf moderne und zweckmäßige Büroeinrichtungen (u. a. verchromte Metall-Hängeregistraturen, Schrank-Systeme, Schreibtische usw.) für Unternehmen und Verwaltungen spezialisiert hatte. Bereits hier wurden umfassende Untersuchungen durchgeführt, um die Einrichtung der einzelnen Arbeitsplätze und Arbeitsräume auf die Erfordernisse der jeweiligen Arbeitsabläufe anzupassen; siehe: Velox Metall- und Papierverarbeitungswerk Herbert Schnelle GmbH, in: Geschichtswerkstatt Barmstedt <https://barmstedt-geschichte.de/?p=298> (abgerufen: 7.11.2025).



11 „Wir haben alle denselben Arsch“ zitierte der Spiegel 1973 Karl Ludwig Schweisfurth, der im Direktionsbereich des Großraumbüros auf demselben Einheitsstuhl saß wie seine Verwaltungsangestellten.

9 Ehemals Friedrichsdorfer Straße, heute MohnMedia, Karl-Bertelsmann-Straße 161, Gütersloh.

10 Die 1970er-Jahre brachten grundlegende Veränderungen für das Quickborner Team: 1971 war es mit der Planung des neuen Bundeskanzleramts in Bonn betraut, was neben der Büroorganisation auch die Optimierung der Büroprozesse beinhaltete. Erstmals kam „Metaplan“, eine vom Quickborner Team entwickelte Methode zur Moderation von Entscheidungsprozessen zum Einsatz. 1972 kam es zu einer Aufspaltung des Unternehmens: Die Gebrüder Schnelle und Hermann Dunst gründeten Metaplan, ein Beratungsunternehmen, das sich im Bereich von Kommunikationstrainings und Planungscoordination etablierte. Die verbliebenen Mitglieder des Quickborner Team fokussierten sich auf Büro- und Bauplanungen. In Abkehr von der Bürolandschaft arbeitete das Quickborner Team bereits in den 1970er-Jahren am Konzept des „reversiblen Büros“ mit kleineren, strukturierten Büro-Mischformen. 2015 schloss sich das Quickborner Team mit der Immobilienberatung macon zu combine zusammen. Als international operierende Unternehmens- und Workplace-Beratung für betrieblich genutzte Immobilien war combine maßgeblich an der Entwicklung und Umsetzung von Desk-Sharing Konzepten beteiligt; siehe: Die Metaplan-Chronologie. Quickborn 2019. <https://www.metaplan.com/wp-content/uploads/2021/04/Metaplan-Chronologie-1.pdf> (abgerufen: 7.11.2025); Das Quickborner Team und die Bürolandschaft: visionäre Konzepte und Beratungsexzellenz seit über 60 Jahren. <https://www.combine-consulting.com/heritage/> (abgerufen: 7.11.2025).

11 Ruhnau 1987 (wie in Anm. 3), S. 23.

12 Bei Herta wurde das Konzept der De-Hierarchisierung

konsequent umgesetzt, im Gegensatz zu vielen anderen Unternehmen, wo entweder an separaten Chefetagen festgehalten oder innerhalb der Bürolandschaft „Führungsinseln“ mit schallgepolsterten, hohen Stellwänden und Edelmöbiliar angelegt wurden; siehe: Peter Brügge, Der Chef sitzt im Kral. Über Hierarchien in neuen deutschen Großraumbüros, in: Der Spiegel Nr. 17, 1973, S. 39–49.

13 Siegfried Gnichwitz, Kunst geht in die Fabrik. Dokumentation eines Experimentes. Ausstellungskatalog. Bonn 1987.

14 Das Environment ist eine in den späten 1950er-Jahren aufkommende Kunstgattung. Environments sind raumgreifende, oft mehrteilige skulpturale künstlerische Arbeiten, die sich mit ihrer Umgebung auseinandersetzen und Objekte aus dem Alltagsleben integrieren. Diese Werke sprechen oft durch den Einsatz elektronischer Medien – wie Ton, Licht, Video usw. – mehrere Sinne an und beziehen die Betrachterinnen und Betrachter aktiv ein. Der Fluxus-Künstler Wolf Vostell (1932–1998) gilt als einer der Wegbereiter und wichtigsten Vertreter des Environments.

15 John Jacobus, Die Architektur unserer Zeit. Zwischen Revolution und Tradition. Stuttgart 1966, S. 155–156.

#### Bildnachweis

1 Archiv Georg Ruhnau. | 2, 4–5, 12 Baukunstarchiv Dortmund, Nachlass Werner Ruhnau. | 3 Thomas Robbin. | 6 Inge und Arved von der Ropp, Rodenkirchen / Baukunstarchiv Dortmund, Nachlass Werner Ruhnau. | 7, 9–10 Archiv Schweisfurth. | 8 Unternehmensarchiv Bertelsmann. | 11 Archiv Georg Ruhnau.



12 Aufenthaltsbereich im Erdgeschoss mit Günter Weselers „New Species“ – in Vogelkäfigen von der Decke hängende, „atmende“ Fellobjekte. Foto aus den 1970er-Jahren.



1 Kommunikatives Wohnen Bochum, Straßenansicht, linke Gebäudehälfte. Foto 2025.

Hans H. Hanke

## Kommunikatives Wohnen Bochum

### Bauen für eine neue Form des Zusammenlebens

Utopie mit Grundriss – kann man für ein solidarisches, sozial- und umweltbewusstes Leben bauen? In Bochum fand eine Gruppe ab 1978 ihre eigene Antwort darauf.<sup>1</sup> Unter dem programmatischen Titel „Kommunikatives Wohnen Bochum“ entstand nach langer Vorplanung von 1981 bis 1983 ein vielgestaltiges postmodernes Gebäude mit 17 Eigentumswohnungen und zwei Appartements im neu angelegten Universitätswohnquartier Laerheide (Abb. 1).

#### Das Bauprojekt

Entworfen wurde das Haus unter der Federführung des Architekten Reiner Nüsslein als Mitglied des Bauausschusses der Eigentümergemeinschaft. Die Eigentümer stammten aus dem linksliberalen Milieu. Sie hatten mit anderen Aktiven in Laerheide Straßenfeste initiiert und sich um Gemeinschaftsräume für Kinder, Jugendliche und Erwachsene bemüht. Einzelne hatten sich nebenher zum Beispiel in sozialen Projekten wie einem SOS-Kinderdorf oder einem Gambia-Projekt engagiert. Die Gruppe „Kommunikatives Wohnen Bochum“ oder auch KoWoBo plante nach eigenem Bekunden ein „partnerschaftliches Verhältnis untereinander mit dem Ziel, gleichgerichtete Bedürfnisse und Interessen durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten und Einrichtungen sowie mit Hilfe der speziellen Kenntnisse und Fähigkeiten einzelner

Partner befriedigen zu können“, hinzu trat ein „gemeinschaftliches Bewusstsein für soziale Aufgaben.“<sup>2</sup> Lange Zeit war die KoWoBo-Gruppe durch zahlreiche soziale und kulturelle Projekte stadtbekannt.

Die große Wohnanlage steht an einem Hang südlich der Straße „Auf der Papenburg“. Errichtet wurden zwei Hauptbaukörper von je 35 m Länge und 18 m Tiefe mit drei bis vier Geschossen, einem hohen Untergeschoss und voll ausgebauten Satteldächern (Abb. Umschlagklappe vorne). Diese Bauteile sind durch einen Flachbau verbunden, der den Haupteingang aufnimmt und durch Kunstwerke von Dirk Hupe (1960–2021) und Roland Stalling (geb. 1936) betont wird. Die Außenwände tragen hellbeigen Kratzputz.

Alle Hausseiten sind durch Vor- und Rücksprünge sowie große, vieleckige Balkone mit schalungsrauen Sichtbetonbrüstungen gegliedert. Blaue



2 Maisonettewohnung, Dachgeschoss östliches Gebäude, Wohnraum. Foto 2025.

Balkongitter und Rankgerüste, zum Teil begrünt, ornamentieren die Fassaden.

Die Wohnungen mit 100–170 m<sup>2</sup> Wohnfläche weisen unterschiedliche Grundrisse auf, darunter überwiegend Maisonettewohnungen, aber auch Etagenwohnungen. Hinzu kommen drei Apartments für Gäste oder – in weiser Voraussicht – für Pflegekräfte im Alter.

Aufgeteilt sind die Wohnungen in drei bis sechs Räume zuzüglich Küche, zwei Bädern, Gäste-WC

und Nebenräumen (Abb. 2). Leichtbauwände bieten die Möglichkeit, die Grundrisse je nach Lebenslage zu verändern. Um sich im Alter vielleicht kleiner zu setzen, ist die horizontale Aufteilbarkeit der Maisonette-Wohnungen durch Wohnungszugänge und Bäder in jeder Etage gewährleistet. Das bot in den Maisonettes zunächst den Vorteil, dass Kinder im jeweils unteren Geschoss ein „eigenes Reich“ hatten. Alle Wohnungen besitzen ein oder zwei Balkone, Loggien



3 Maisonettewohnung, Dachgeschoss östliches Gebäude, Balkon zum Garten. Foto 2025.



4 Untergeschoss, Verbindungsgang mit Haupteingang und Gemeinschaftsräumen, Originalmaßstab 1:100. Entwurfsstand 1981.



5 Untergeschoss, Spielecke im Kinderraum. Foto 2025.

oder Wintergärten und im Erdgeschoss Terrassen (Abb. 3).

Im Untergeschoss des Ensembles verbindet ein Mittelflur alle Gebäudeteile miteinander (Abb. 4). Hier liegen einige Technikräume, Kellerräume und eine Garage mit 16 Einstellplätzen sowie einem Fahrradbereich. Bestimmend sind in diesem Geschoss aber die Gemeinschaftsräume. In ursprünglicher Nutzung waren das ein großes Spielzimmer für Kinder (Abb. 5), ein unterteilbarer 60-Personen-Versammlungsraum für Feste und Veranstaltungen, ein Bastelraum, ein Fotolabor, eine Sauna sowie ein Multifunktionsraum als Disko, Musik- und Sportraum. Da dieses Geschoss zur Straße hin über der Erde liegt, sind die Gemeinschaftsräume freundlich durchfenstert und hell.

Das Gebäude nimmt nur etwa ein Drittel des Grundstücks ein. Die große unbebaute Fläche dient als Gemeinschaftsgarten (siehe Beitrag Baier S. 24 Abb. 4). Hier finden sich u. a. Kräutergärten, ein Spielplatz mit Rutsche und Kletterbäumen, zwei Teiche, eine Baufläche für ein Spielhaus, eine Boulebahn, eine „Himbeerwildnis“ sowie eine größere Rasenfläche. Ein vorgefundener Baumbestand durchzieht das Areal (Abb. 6). Die Gesamtkosten für Wohnanlage und Garten entsprachen grob geschätzt den Kosten, die jede der 19 Parteien für ein eigenes Reihenhaus hätte aufbringen müssen.

## Der Architekt

Über den Architekten Reiner Nüsslein (1933–2011) ist wenig bekannt. Er war wissenschaftlicher Assis-

tent beim Darmstädter Professor für Städtebau und Siedlungswesen Max Guthier. Dadurch wurde er freier Mitarbeiter im „Planungsbüro Umlandplanung Ruhr-Universität Bochum“. Nüsslein schuf dort 1964 einen detaillierten Flächennutzungsplan für die Universitätswohnstadt, also auch für Laerheide.<sup>3</sup>

Dass Nüsslein vom Konzept der Wohnanlage Auf der Papenburg überzeugt war, zeigt nicht nur sein nachhaltiger Einsatz für die Umsetzung, sondern vor allem die Tatsache, dass er von Anfang an Mitglied und dann Mitbewohner der Gruppe „Kommunikatives Wohnen“ war.

Er hat noch ein weiteres postmodernes Bauwerk in Bochum verantwortet. 1987 bis 1989 wurde nach seinem Entwurf der U-Bahnhof Rensingstraße der Linie U35 fertiggestellt (Abb. 7). Durch die Wände, die Decken und den Boden des Stadtbahnhofes Rensingstraße zieht sich ein Riss. Die Wände sind unregelmäßig gewölbt, als stünden sie kurz davor, nachzugeben. Dargestellt ist eine geologische Verwerfung. Hellblaue Steinzeugplatten zwischen braunen Klinkersteinen symbolisieren Kristalle. Schwarze dunkle Adern in den Tunnelröhren sollen an Kohleflöze erinnern. Der Architekt betitelte seinen Entwurf „Verwerfungen und Kristalle“.

Weniger markant sind seine anderen Bauten: 1973 entwarf er ein Büro- und Geschäftshaus an der Brückstraße 47, ein Wohn- und Geschäftshaus mit Supermarkt an der Viktoriastr 23–25 sowie den nicht mehr vorhandenen „Automobilsalon Ford Fischer“ an der Wittener Straße 270.<sup>4</sup> Hinzu kam 1983 in Laerheide eine Ladengruppe Ecke Semperstraße/Schinkelstraße.<sup>5</sup>

## Herkunft

Die Wohnanlage ist allein schon optisch als frühes Beispiel der Postmoderne in Bochum zu würdigen. Die Entscheidung für diesen Stil hat aber darüber hinaus viel mit dem Programm des „kommunikativen Wohnens“ zu tun. Die bauliche Umsetzung des Konzepts einer Wohngemeinschaft verleiht dem Gebäude seinen damals außergewöhnlichen optischen Charakter. Ohne Symmetrien und aufdringliche Rhythmisierung verweist das Äußere auf eine Gemeinschaft individueller Bewohner:innen. Im Inneren zeigt sich, dass die Wohnungen individuell aufgeteilt sind und kein Grundriss dem anderen gleicht – das unterstreicht die solidarische Berücksichtigung persönlicher Ansprüche. Das gemeinschaftliche Leben, das nachbarschaftliche Miteinander werden baulich erleichtert durch den Verbindungsgang im Untergeschoss und Verbindungsgänge in der jeweils zweiten Etage der Häuser. Die oben erwähnten zahlreichen unterschiedlichen Gemeinschaftsräume sowie nicht zuletzt der große, absperrungsfreie Garten tun das ihrige dazu. Der Garten ist in seiner Gestaltung naturnah und umweltbewusst angelegt (siehe Beitrag Baier S. 21–30). Seine große Fläche hat er den Bemühungen um Verdichtung des KoWoBos zu verdanken: Statt das große Grundstück für 19 raumgreifende Eigenheime zu erschließen, stapelten sie ihren Flächenbedarf und schonten die Umwelt.

Die Gruppe entwickelte damit ein alternatives Konzept zu dem, was zeitgenössisch gegen die Moderne angeführt wurde. Das ist nicht zuletzt

nachzuschlagen in Mitscherlichs berühmter Streitschrift zur „Unwirtlichkeit der Städte“ von 1963, bei Hans G. Helms „Kapitalistischem Städtebau“ von 1970 und Hans Paul Bahrds „Humanem Städtebau“ von 1973. Eindrucksvoll bebildert wurde die Kritik z. B. in den Ausstellungen „Profitopolis“ in München 1971 und „Über die moderne Art zu leben. Oder: die Rationalisierung des Lebens in der modernen Stadt“ in Bochum 1977. KoWoBo wurde 1983 als positives Gegenbild zu den kritisierten Zuständen in die Eröffnungsausstellung „Das Prinzip Hoffnung“ des Kunstmuseums Bochum aufgenommen.<sup>6</sup>

Die KoWoBo-Gruppe nennt aber jenseits aller Theorie auch ein konkretes Vorbild für ihr Projekt. Inspiriert worden waren sie aus Recklinghausen, wo 1976 aus einer kritischen Sicht auf Gesellschaftspolitik und Städtebau ein Wohngemeinschafts- und Nachbarschaftsprojekt unter dem programmatischen Namen „Rote Burg“ verwirklicht worden war (Abb. 8).<sup>7</sup> Deren Architekt Dieter Delli (1942–2023) schrieb darüber: „Ende der 60er Jahre diskutierten wir bei den Jusos viel über Kommunalpolitik, besonders auch über Fragen des Städtebaus, denn aufgrund überholter politischer Strukturen entstanden viele städtebauliche Fehler. [...] Für unseren kommunalpolitischen Arbeitskreis führte solches Bauen natürlich zu alternativen Vorstellungen, die besonders durch die Wohngemeinschaftsbewegung bestimmt wurden. Wir meinten, Architektur habe auch etwas mit gesellschaftlichen Strukturen zu tun, oder, wie es Roland Barth [wohl Roland Barthes (1915–1980), Anm. des Verf.] ausdrückte: Architektur sei steingewordene



6 Gartenseite. Foto 2025.



7 U-Bahnhof Rensingstraße Bochum (1987–1989, Architekt Reiner Nüsslein) mit „Verwerfungen und Kristallen“. Foto 2024.

Gesellschaftspolitik. Demzufolge suchten wir Alternativen zu den Vereinzelungstendenzen: Zusammen gestalten, Beteiligung der Betroffenen an

der Planung, Planänderungsprozesse mitinitiiieren und begleiten. Wir gingen von der Wohngemeinschafts- und Nachbarschaftsidee aus, als wir unser kommunikatives Wohnprojekt, die ‚rote Burg‘, planten. Wir griffen dabei überregionale oder bundesweite Projekte auf, wie etwa den Wohnturm in Köln, oder die Initiativen zum Erhalt der Arbeitersiedlungen mit ihren charakteristischen Nachbarschaftsstrukturen.“<sup>8</sup>

Schon der Name „Kommunikatives Wohnen“ erklärt das Bochumer Projekt also zur Fortsetzung des „kommunikativen Wohnprojektes Rote Burg“ in Recklinghausen. Die ersten Bemühungen zur Verwirklichung der Bochumer Wohnanlage gehen auf das Jahr 1978 zurück, als sich die Gruppe über den Architekten Nüsslein erfolgreich um das damals noch städtische, unbebaute Baugrundstück Auf der Papenburg bemühte. Ein Grundstück in Witten war ihnen zuvor verwehrt worden, weil das Vorhaben der dortigen Verwaltung zu experimentell erschien. Auch in Bochum war man skeptisch: Dass schon der formfreudige postmoderne Baustil noch relativ gewöhnungsbedürftig erschien, zeigt ein Schreiben Nüssleins 1980 an die Stadtverwaltung, in dem er wegen der frisch vorgelegten „ungewöhnlichen Baukörperformen und Grundrisslösungen“<sup>9</sup> ein Gespräch anbot.

### Ein basisdemokratisches Belastungsmodell

Die Eigentümergruppe setzte bereits im Entwurfsprozess ihre gesellschaftlichen Vorstellungen um. Es galt nicht nur, die Vorstellungen von der eigenen Wohnung zu entwickeln und durchzusetzen,



8 Recklinghausen, Kommunikatives Wohnen „Rote Burg“ (1975–1976, Architekt Dieter Delius). Foto 2025.



9 KoWoBo, Baustelle, Kunstausstellung im Baugerüst und Leben an der Baustelle. Foto um 1982.

entschieden werden musste auch über die ausgedehnten Gemeinschaftsflächen und damit überhaupt über die Form des Zusammenlebens. Sicherlich war die gemeinschaftliche Kinderbetreuung ein Thema – bis zu 20 Kinder wohnten im Haus, Nachbarkinder kamen hinzu. Der Wunsch nach einem harmonischen und offenen Miteinander ging so weit, dass Wohnungsschlüssel in den Fluren hingen, um jederzeit den Zugang für alle Mitbewohner zu allen Wohnungen zu ermöglichen. Der Planungsprozess in all seinen Aspekten zog sich lange hin und war streckenweise durchaus herausfordernd. Aus der ja ganz ähnlich konzipierten Roten Burg hieß es dazu von Delius: „Bei dieser Art des miteinander Wohnens und Lebens musste man sich und seine eigene Biographie hinterfragen, weil das Zusammenleben neue Anforderungen stellte: Welchen Erziehungsstil habe ich erfahren, welchen wende ich selbst an? Welche Werte prägen mein Leben? Welche Rolle spielt der Konsum? Die Art des Zusammenlebens und die Art der Auseinandersetzung mit unserer (auch politischen) Umwelt war für mich persönlich, für die anderen Erwachsenen und die Kinder eine große produktive Erfahrung.“<sup>10</sup> Die Bochumer Mitbegründer der KoWoBo-Gruppe bezeichneten 2025 den Prozess sicherlich treffend als ein „basisdemokratisches Belastungsmodell“. Die Belastungsprobe wurde unter der einen oder anderen Anpassung bis heute

bestanden: Es hängen schon lange keine Wohnungsschlüssel mehr in den Fluren.

Sinnstiftend war das stabile gemeinschaftliche Bewusstsein für soziale Aufgaben. Weithin sichtbar hatte man schon 1981 an den Baugerüsten programmatische Kunst ausgehängt (Abb. 9). Auf der Baustelle wurden Eigenleistungen erbracht – nicht immer erfolgreich. Das tat dem nicht selten fröhlichen Leben keinen Abbruch, zum Richtfest sang man im Chor das „Hohelied der Eigeninitiative“ und selbstironisch vom „fleißigen Handwerker“.<sup>11</sup> Nach den bereits erwähnten politisch-gesellschaftlichen Initiativen gründete die Hausgemeinschaft den ebenso programmatischen Kulturverein „Kunst & Kommunikation e. V.“. Im Sinne eines stadtteilnahen Kulturangebotes hat dieser Verein in seinem Haus von 1982 bis 2024 kontinuierlich 250 Veranstaltungen mit einem breiten inhaltlichen Spektrum von Kunstausstellungen, Musikabenden, Kabarett-Veranstaltungen, wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen organisiert und damit große öffentliche Resonanz und Anerkennung über Bochum hinaus gefunden.

## Und heute?

Die Gruppe „Kommunikatives Wohnen“ setzte sich durchweg aus Personen zusammen, die 1934 bis 1949 geboren wurden und sich nach ihrer beruflichen Stabilisierung einen relativ hohen und ungewöhnlichen Lebensstandard leisten konnten. Das Wohngemeinschaftsgebäude, die dort dokumentierte Lebensweise sowie die soziokulturellen Aktivitäten bezeugen, dass die Gruppe dabei ihren gesellschaftlichen Vorstellungen aus der sogenannten 68er-Generation treu blieb und durch die erworbene finanzielle Kraft ihr gesellschaftliches Engagement sogar noch verstärkte. Eine nicht selbstverständliche Entwicklung!

Die Vielschichtigkeit des postmodernen Gebäudes überrascht. Der baulich umgesetzte gesellschaftliche Anspruch des „Kommunikativen Wohnens“ weist aus der Zeit seit 1978 weit in unsere Gegenwart hinein. Zu denken ist an die gegenwärtigen Diskussionen um den Ressourcenverbrauch im Bauwesen, um die Frage, wie wir miteinander wohnen wollen, ob das Eigenheim vom Traumhaus zum Umweltfrevler wird und ob das einsame Wohnen im Ehebund durch Mehrgenerationen-Häuser abgelöst werden sollte. Das „Kommunikative Wohnen Bochum“ hat das Experimentierfeld viel früher eröffnet als gedacht. Es zeigt die Erfolgchancen kommunikativer Wohnmodelle als Gegenpol zu den baulichen und gesellschaftlichen Individualisierungen und Kommerzialisierungen.

Allerdings ist das Phänomen dieser frühen, postmodernen Zeit wohl ziemlich unerforscht. Eine oberflächliche Sichtung in Bibliotheksportalen und



10 Dorsten-Wulfen, Hausgruppe mit Gemeinschaftshaus (1984). Foto 2024.

sonstigem Internet zu „kommunikativen Wohnen“ bringt zwar ähnliche, aber nur deutlich jüngere Projekte zutage. Die „Rote Burg“ in Recklinghausen, das „Kommunikative Wohnen Bochum“, der „Wohnturm Köln“ und „weitere Projekte in Recklinghausen und Bochum“<sup>12</sup> warten auf ihre tiefere Auswertung oder überhaupt auf ihre (Wieder-)Entdeckung. Eine dieser Entdeckungen gab es in Dorsten-Wulfen. Dort stehen vier individuelle Häuser mit einem Gemeinschaftshaus und großem Garten, die mit einem identischen Gemeinschaftskonzept 1984 von der Architektin Christine Börner entworfen wurden (Abb. 10).<sup>13</sup> Alle Projekte versinnbildlichen durch ihr vielgestaltiges, postmodernes Äußeres eine Abneigung gegen die Auswüchse der Moderne sowie den Anspruch der Gruppe auf eine solidarische Gemeinschaft von Individuen. Man darf gespannt auf weitere Beispiele warten.

#### Anmerkungen

1 Im Rahmen der Inventarisierung der 1960er- bis 1980er-Jahre in Bochum durch das Kunstgeschichtliche Institut der Ruhr-Universität Bochum für die Untere Denkmalbehörde der Stadt Bochum wurde das Gebäude bemerkt und durch den Autor untersucht, siehe Knut Stegmann / Eva Dietrich, Inventarisierung vernetzt. Denkmalerfassung im 21. Jahrhundert. Bochum (geplant 2026). Für die freundliche Bereitschaft zu Auskünften, Besichtigungen und Führungen 2022 und 2025 danke ich dem Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Franzjörg Baumgart und dem ehemaligen Leiter

des Planungsamtes Witten Dipl.-Ing. Dieter Geiß als Mitglieder der KoWoBo-Gruppe.

2 Stadt Bochum, Bauordnungsamt, Bauakte Auf der Papenburg 2–46–181 (1977–1979), Bauantrag 1980.

3 Johannes Nehammer / Hans Thol, Ruhr-Universität Bochum und Universitätswohnstadt. Dokumentation 1961–1981. O. O. [Bochum] 1987, S. 42, 133, 135, 159, 223; Knut Stegmann, Das Bochumer Terrassenwohnhaus Girondelle (1967–1971), in: Bochumer Zeitpunkte 40, 2019, S. 8.

4 Klaus Kuliga, artibeau: kunst in bochum – umsonst und draußen. [www.Artibeau.de](http://www.Artibeau.de) (abgerufen: 20.2.2023); Wikipedia, U-Bahnhof Rensingstraße. [https://de.wikipedia.org/wiki/U-Bahnhof\\_Rensingstra%C3%9F](https://de.wikipedia.org/wiki/U-Bahnhof_Rensingstra%C3%9F) (abgerufen: 20.2.2023).

5 Nehammer/Thol (wie Anm. 3), S. 224.

6 Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt 1963; Hans G. Helms / Jörn Janssen (Hg.), Kapitalistischer Städtebau. Ulm 1971; Josef Lehmbruck / Wend Fischer, Profitopolis oder: Der Mensch braucht eine andere Stadt. München 1971; Hans Paul Bahrtdt, Humaner Städtebau. München 1973; Michael Fehr / Diethelm Koch, Über die moderne Art zu leben. oder: Rationalisierung des Lebens in der modernen Stadt. Ausstellung 1977 Bochum. Bochum 1977; Ingo Bartsch / Peter Spielmann, Das Prinzip Hoffnung. Aspekte der Utopie in der Kunst und Kultur des 20. Jahrhunderts. Ausstellung Museum Bochum 1983–1984. Bochum 1983.

7 Bund Deutscher Architekten BDA Kreisgruppe Recklinghausen (Hg.): Architektur im Ruhrgebiet – Architekturführer Kreis Recklinghausen. Castrop-Rauxel 1986, S. 167.

8 Dieter Delius, Die „rote Burg“, in: Jürgen Pohl (Hg.), Aufbruch. Recklinghausen in den 60er Jahren. Recklinghausen 1999, S. 96 – 99 (Adresse: Otto-Burmeister-Allee 24b).

9 Stadt Bochum (wie Anm. 2), Schreiben Nüsslein vom 5.5.1980.

10 Delius (wie Anm. 10), S. 97.

11 Ruhrnachrichten und WAZ Bochum vom 17.7.1982.

12 Delius (wie Anm. 9), S. 96–97.

13 BDA (wie Anm. 7), S. 134 (Adresse Schwalbenstück 46–50); Hans H. Hanke / Alexandra Apfelbaum / Jörg Niemer, Erfassung von Siedlungen aus der Zeit 1945 bis 1989 im Auftrag der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur. Datenbank KLARA. Münster 2019–2022.

#### Bildnachweis

1–3, 5–6 LWL-DLBW/Ziegert. | 4, Umschlagklappe vorn Stadt Bochum, Bauordnungsamt / Untere Denkmalbehörde. | 7–8, 10 Hans H. Hanke. | 9 KoWoBo / Franzjörg Baumgart, Dieter Geiß.



1 Bochum, KoWo-Garten, Blick von den „Kräutergärten“ über die Spielwiese zum Haus. Foto 2024.

Christof Baier

## Grabeland und Feuchtgebiet

### Gemeinschaftsorientierte Gartenprojekte um 1980

Grüne Visionen prägten in den 1970er- und 1980er-Jahren eine Vielzahl größerer und kleinerer Gartenprojekte. Es entstanden private Naturgärten, Bürgerinitiativen für mehr soziales Grün in der Stadt und neue Konzepte bei der Gestaltung öffentlicher Parks. Auch Maßnahmen der Wohnumfeldverbesserung<sup>1</sup> und Landeswettbewerbe waren von grünen Visionen geprägt.<sup>2</sup> All diese, teilweise mit großem Engagement betriebenen und mit ebenso großen Hoffnungen verknüpften Aktivitäten haben Spuren hinterlassen, deren Zeugniswert anhand von zwei Beispielen betrachtet wird.

#### „Träumen wir also konkrete Utopien“

Um 1970 hielt die 68er-Bewegung die Bundesrepublik in Atem. Willy Brandt formulierte in seiner Regierungserklärung vom 28.10.1969 das Motto: „Wir wollen mehr Demokratie wagen“. Auch der Bericht des Club of Rome über „Die Grenzen des Wachstums“ (1972) und die Ölkrise 1973 prägten eine Zeit, die der Historiker Joachim Radkau rückblickend als „Jahre der ökologischen Revolution“ bezeichnet hat.<sup>3</sup> Von diesen Stichworten ausgehend können die 1970er- und 1980er-Jahre als Jahrzehnte der Umweltschutzbewegung, der Bürgerinitiativen und der alternativen Planungs-

ansätze beschrieben werden – auch in Bezug auf das „Grün in der Stadt“.<sup>4</sup>

Die zeitgenössische Brisanz dieser Entwicklung benennt 1978 der Politikwissenschaftler und Soziologe Bernd Guggenberger: „Die Bürgerinitiativbewegung hat das ideenpolitische Kampffeld um einen neuen Grundkonflikt bereichert. [...] Der neue Fundamentalkonflikt lautet: ökonomisch-technisches Wachstum versus humane Lebensqualität.“<sup>5</sup> Den utopischen Gehalt dieses neuen „ideenpolitischen Kampffeldes“ fasst acht Jahre später Klaus Spitzer in Worte:

„Wer heute von einer besseren Welt zu träumen wagt, der gilt als Spinner. In einer kommerziell ge-



2 Höxter, Möllingerstraße / Ecke Rosenstraße, Ende der 1980er-Jahre neu angelegter, begrünter Platz an einem Straßendurchbruch. Foto 2024.

prägten Welt der wachstumsorientierten Fortschrittsideologie mit ihren realistischen Machern und einer eng beschränkten Verwaltungsbürokratie mit genormten Vorschriften und juristischen Grenzen haben die Träumer keinen Platz. Und doch: allein die Fantasie schafft das Bild einer humaneren Zukunft, nur durch sie werden menschliche Sehnsüchte und Wünsche anschaulich. [...] Die sogenannten Realisten machen das Beste aus dem Gegebenen, aber Träumer und Philosophen verändern wirklich die Welt. Träumen wir also konkrete Utopien.“<sup>6</sup>

Diese Passage wird etwas ausführlicher zitiert, nicht nur, weil sich im letzten Satz ein so zeitypischer Verweis auf Ernst Bloch findet, den Philosophen der Hoffnung. Vielmehr kann der Autor dieser Zeilen, Klaus Spitzer, der seit den 1970er-Jahren als Kunsterzieher sein erweitertes Tätigkeitsfeld in der Wohnumfeldverbesserung, als Gründer und Unterstützer von Bürgerinitiativen und als freier Berater und Entwerfer in der Spielplatzplanung fand, als geradezu idealtypischer Akteur grüner Visionen dieser Jahrzehnte gelten. Konkret wurde Spitzers Utopie in Düsseldorf-Heerdt, wo er als treibende Kraft einer Bürgerinitiative in den 1980er-Jahren das bis heute bestehende und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnete Ökotop Heerdt begründete. Schließlich war Spitzer auch Herausgeber und Autor des 1981 erschienenen, einflussreichen Sammelbandes „Grün in der Stadt“. Die prominenten Autor:innen dieses Taschenbuchs suchten nach „neuen Lösun-

gen einer humanen Nutzung im Zusammenspiel zwischen Mensch und Natur“ und strebten danach, die „Freiräume als Räume der Freiheit“ neu einzurichten.<sup>7</sup>

Klaus Spitzer steht mit dem Zitat für grüne Visionen der 1970er/80er-Jahre, die auch im Grün der Städte in Westfalen-Lippe ihre Spuren hinterlassen haben (Abb. 2–3). Neben den vielerorts noch prägenden Ergebnissen der Wohnumfeldverbesserungspolitik, mit der Grün zu einem wichtigen Gestaltungsmittel der erhaltenden Stadterneuerung wurde, finden sich darunter auch andere, ambitioniertere Projekte.

#### KoWo-Garten – die Außenanlagen des „Kommunikativen Wohnens Bochum“

Die Bauherrngemeinschaft „Kommunikatives Wohnen Bochum“ errichtete in Bochum (Auf der Papenburg 39–45) von 1981 bis 1985 nicht nur ein ungewöhnliches Mehrfamilienhaus, sondern auch die dazu gehörenden Außenanlagen.<sup>8</sup> Diese sind noch heute geeignet, wichtige Aspekte der konkreten Utopien eines neuen urbanen Grüns erfahrbar zu machen.

So stand von Beginn an fest, dass die KoWo-Gruppe Gemeinschaftsgrünanlagen wollte,<sup>9</sup> also keine nach Außen und im Inneren untereinander abgeäuzten Einheiten von Haus- und Grundbesitz. Die darin aufscheinende Frage von Privateigentum und Gemeinschaftseigentum war in vielen

utopischen Gesellschaftsentwürfen, von Thomas Morus „Utopia“ (1516) bis zu Erich Fromms „Haben und Sein“ (1976), ein zentraler Aspekt – auch im Bezug auf das Wohnen.

Die Gemeinschaftsflächen hatten verschiedene Funktionen aufzunehmen: an der Straße die Funktion des Parkens, direkt am Haus die Wohnfunktion und im rückwärtigen Gartenbereich verschiedene Erholungs- und Spielfunktionen sowie ökologische Funktionen. Wie auch die Wohnungsgrundrisse wurden diese Funktionsbereiche von Beginn an als flexibel angesehen.

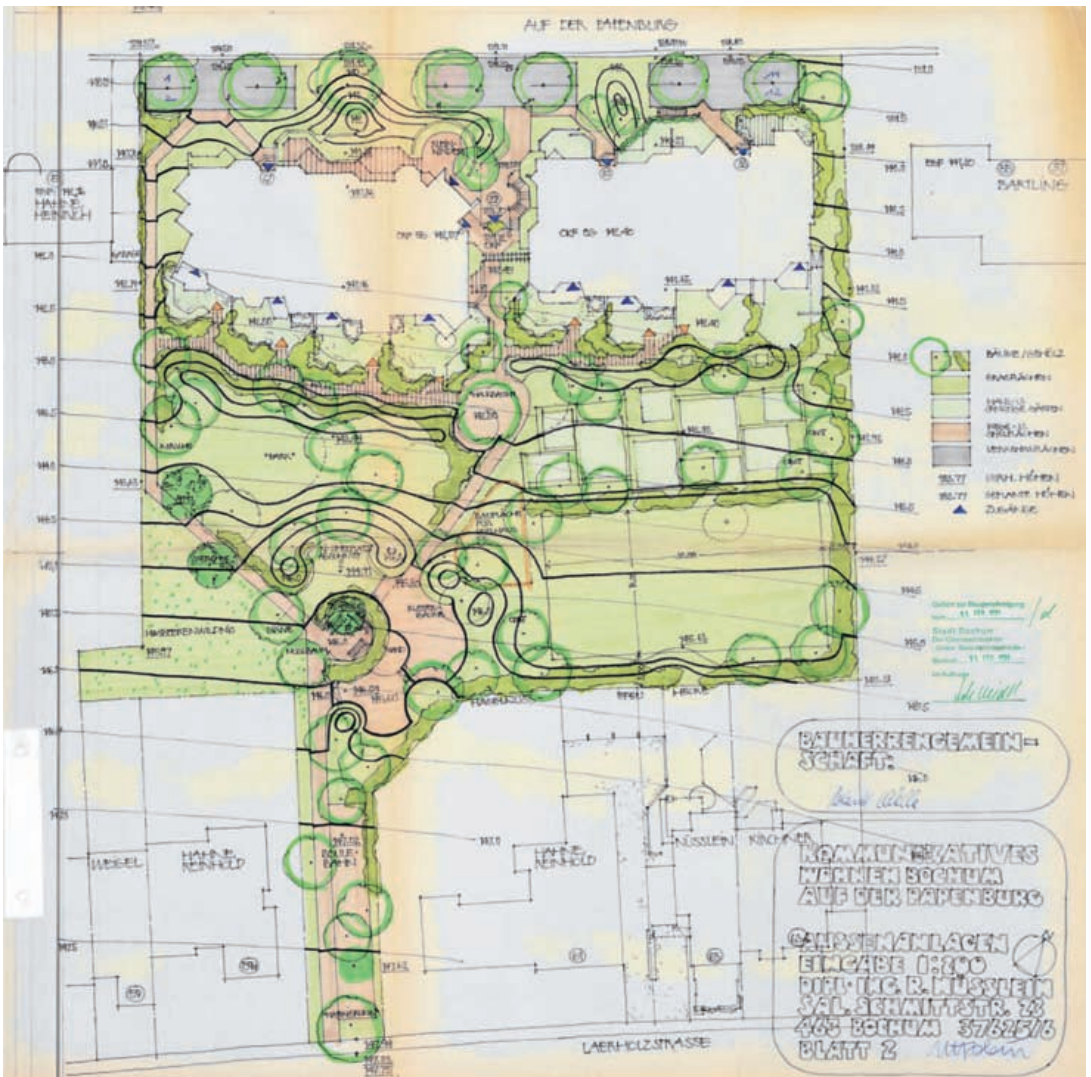
Es gab innerhalb der KoWo-Gruppe verschiedene Interessen und Meinungen bezüglich des Umgangs mit den Gemeinschaftsflächen. Sie reichten von „wild“ bis „konventionell gepflegt“.<sup>10</sup> Ein erstes Konzept legte der Architekt Reiner Nüsslein (selbst Mitglied der KoWo-Gruppe) im Frühjahr 1980 vor (Abb. 4). Anschließend wurde der Landschaftsplaner Georg von der Launitz mit der Ausarbeitung eines detaillierteren Entwurfs beauftragt. Einsprüche aus der KoWo-Gruppe, insbesondere von Dieter Geiß, führten zur Gründung eines Gartenausschusses, dessen Arbeit in einen überarbeiteten Gartenplan mündete.<sup>11</sup> Die Realisierung, die sich bis 1985 hinzog, lag dann wieder in den Händen des Landschaftsplaners. Nutzung und Pflege der Außenanlagen führten im Laufe der Jahre zu Veränderungen, wobei aber Grundgliederung und Gesamtcharakter bis heute weitgehend erhalten blieben.

Der KoWo-Garten besteht aus zwei ungleich großen Teilen. An der Nordseite legt sich ein schmaler Vorgartenbereich mit heimischen Gehölzen, Bodenmodellierungen und einer Reihe direkt an den Straßenrand gesetzter Kugel-Robinien zwischen Haus und Straße. Vor dem Haus West schirmt ein niedriger Wall einen gepflasterten Aufenthaltsbereich ab, der dem Gemeinschafts- und dem Kinderraum im Untergeschoss zugeordnet ist. Gebäudenaher Pflanzflächen und eine teilweise bauzeitliche Fassadenbegrünung mittels Rankhilfen (Glyzinie, Efeu), betonen an der Straßen- und an der Gartenseite den grünen Charakter der Baugruppe (Abb. 5).

Mit dieser Fassadenbegrünung nimmt die KoWo-Gruppe ein zeitgenössisch sehr prominentes Thema auf.<sup>12</sup> Gernot Minke, Professor im Fachbereich Architektur (Fachgebiet Tragkonstruktion und Experimentelles Bauen) an der Universität Kassel und Gründer des Forschungslabors für Experimentelles Bauen, warb in den frühen 1980er-Jahren für „Häuser mit grünem Pelz“ und für das bauphysikalische, stadtklimatische, ökologische und soziale Potenzial von begrünten Fassaden und Dächern.<sup>13</sup> Wie populär die Begrünung von Hauswänden war, belegt eine Formulierung der Planergruppe Oberhausen aus dem Jahr 1986: „Die Begrünungsbroschüren stapeln sich. Jede Stadt, die etwas auf sich hält, gibt ihren Bürgern gute Ratschläge, z. B. mit Efeu, Knöterich und Glycinien gegen kahle Wände vorzugehen.“<sup>14</sup>



3 Detmold, Stadtplatz 2 (seit 2015 Oskar-Brüsewitz-Platz) in einer altstädtischen Hofsituation an der Grabenstraße, angelegt 1987/88. Foto 2024.



4 Entwurfszeichnung Kommunikatives Wohnen Bochum von Reiner Nüsslein, Außenanlagen. Entwurfsstand 1981.

Doch zurück nach Bochum. Dort liegen an der Südseite zunächst die Terrassen der Erdgeschosswohnungen und dahinter der große KoWo-Garten. Dessen differenzierte Oberflächenmodellierung wurde mit Hilfe des Aushubs aus der Baugrube gestaltet. Die so geschaffenen Mulden und Hügel bestimmten zusammen mit der Wegeführung die Lage der Funktionsbereiche. Wie intensiv der Wegebau innerhalb der KoWo-Gruppe diskutiert wurde und wie sehr der berufliche Hintergrund einiger Gruppenmitglieder sich in der wissenschaftlich fundierten Argumentation niederschlug, belegt ein wohl aus der Planungsphase stammendes humoristisches DIN A4-Blatt.<sup>15</sup> Es zeigt in Text und Bild „Demonstrationsbeispiele aus dem praxisnahen Bereich der Planung von Gartenwegen und Gartenwegebreiten auf der Basis der Ergebnisse der visuellen Kommunikationsforschung über das Verhalten der grünen, auch streitbar genannten Ameisen von Dr. Dr. humoris banausa Urbs.“ Am westlichen Grundstücksrand liegt ein halböffentlicher Verbindungsweg zur Laerholzstraße. Von diesem Weg zweigen zwei Pfade ab, die den

Garten entlang der Wohnterrassen und vom hinteren Spielplatz aus erschließen. Über eine zwischen den beiden Gebäudeteilen platzierte Treppe führt ein zweiter Verbindungsweg in den Garten – auch hier gibt es keinen Zaun. Nahe der Treppe liegt ein kreisrunder, mit Ziegelsteinen gepflasterter Platz, in dessen Mitte heute anstelle eines ehemaligen „Hausbaums“ eine große Büschel-Rose (*Rosa multiflora*) steht. Weiter führt der Verbindungsweg in sanftem Schwung nach Süden, vorbei an der großen Spielwiese zu einem weiteren gepflasterten Rundplatz, dem für die Allgemeinheit zugänglichen Spielbereich mit Sandkasten und Rutsche (Abb. 6). Teilweise wird dieser Platz von aus Holzpalisaden gebildeten Sitzstufen theaterartig gefasst. Das Wegesystem ist geprägt von differenzierter Breite, Führung und Materialität. Wie vor dem Haus sind die Wege und Plätze mit unterschiedlich verlegten Klinkern gepflastert, hinzu kommen als gliedernde Elemente dunkle Basaltpflastersteine (Abb. 7). Mit der abwechslungsreichen Pflasterung wird im KoWo-Garten ein markantes zeitgenössisches

Gestaltungsmittel aufgegriffen. Anspruchsvolle Pflasterungen wurden in den 1970er- und 1980er-Jahren bevorzugt eingesetzt, um urbane Räume (z. B. Fußgängerzonen, Vorplätze öffentlicher Gebäude) und Parkanlagen handwerklich-künstlerisch aufzuwerten. Aufwendig in Verlegemuster und Materialvielfalt setzten differenzierte Pflasterungen Akzente und gliederten Räume – immer in der Hoffnung, durch ihre optischen und haptischen Qualitäten humane Räume mit besonderer Aufenthaltsqualität zu schaffen und so Gemeinschaft zu stiften. Im Bochumer KoWo-Garten erschließen die Pflasterwege auch einen weiteren wichtigen Funktionsbereich – die an der Westseite des Grundstücks angeordneten, möglichst ökologisch bewirtschafteten „Kräutergärten“. Sich ehemals über die gesamte westliche Schmalseite erstreckend, wurde die Zahl der Parzellen in den letzten Jahren in Anpassung an das Alter der Bewohnerinnen und Bewohner deutlich reduziert. Abweichend von Nüssleins Entwurf wurden im KoWo-Garten zwei kleine Teiche angelegt (Abb. 8). Sie dienen als Sammelbecken für das Regenwasser und als naturnahe Gartenteiche (Feuchtbiotope), deren besondere ökologische Qualität die Gruppe sehr schätzte. Ein ökologischer Planungsansatz zeigt sich darüber hinaus in der Erhaltung des vorgefundenen Baum- und Obstbaumbestands. Teile der „ökologischen Revolution“ waren auch der Erfolg der Naturgartenbewegung und die Formulierung neuer Planungsansätze, für die etwa Ian McHarg's einflussreiches Buch „Design with Nature“ (1969) oder die „Kasseler Schule der Freiraumplanung“ stehen. Biotope sowie einheimische Gehölze und Hecken wurden für viele Hausgär-



5 Bochum, KoWo-Garten, Fassadenbegrünung an der Straßenseite. Foto 2024.

ten und öffentliche Grünanlagen zum Standard. Beispiele sind die als Feuchtgebiet gestalteten naturnahen Bereiche der Stadtparks in Recklinghausen (Charlottenburger Park, 1979–1983) und Herford (Aawiesenpark, 1985–1988) oder des Ma-



6 Bochum, KoWo-Garten, geplasterter Rundplatz des für die Allgemeinheit zugänglichen Spielbereichs mit Sandkasten, Rutsche und Palisaden-Sitzstufen. Foto 2025.



7 Bochum, KoWo-Garten, gepflasterte Gartenwege. Fotos 2024.

ximilianparks in Hamm (Landesgartenschau 1984). Mit seiner vielfältigen Gemeinschaftsorientierung und mit den angesprochenen Themen steht der KoWo-Garten exemplarisch für grüne Visionen der 1970er- und 1980er-Jahre, wie sie vielfach in privaten, aber auch in öffentlichen Räumen realisiert wurden. So auch im nahen Gladbeck.

#### „Mehrzweckpark“ als Pilotprojekt – der Stadtgarten Johow in Gladbeck

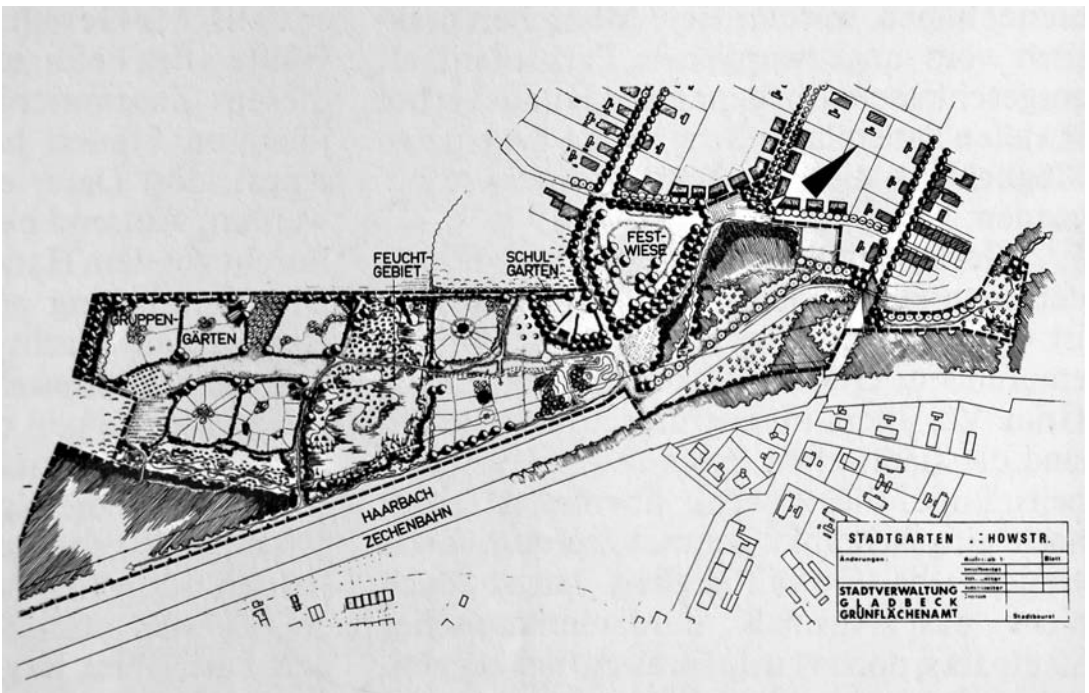
Im Sommer 1985 erfolgte im Gladbecker Stadtteil Rentfort der erste Spatenstich für die Realisierung

eines anspruchsvollen Projekts. Auf einer Fläche, die schon länger für eine Kleingartenanlage vorgesehen wurde, entstand bis 1989 der Stadtgarten Johowstraße. Das als Pilotprojekt nach dem Städtebaufördergesetz NRW für vier Jahre geförderte Vorhaben war in mehrfacher Hinsicht ambitioniert (Abb. 9).

Der Stadtgarten Johowstraße sollte als eine von vier ähnlichen Anlagen Teil eines übergreifenden „stadtteilbezogenen Freiraumprogramms“ sein. Der Abschlussbericht von 1994 betont „recht hoch gesteckte [...] materielle und ideelle Ziele“<sup>16</sup>: „Materiell“ ging es um „qualitative und quantitative Freiraumverbesserung“ und um „ökologische



8 Bochum, KoWo-Garten, Teich mit Kopfweide. Foto 2025.



9 Gladbeck, Stadtgarten Johowstraße, Lageplan (um 1985).

Vielfalt“. „Ideell“ standen die „Identifikation der Nutzenden und der Stadtteilbevölkerung mit ‚ihrem‘ Stadtgarten“, die „Schärfung des Umweltbewußtseins“ sowie soziale Aktivierung, Kommunikation und Intergenerativität im Fokus. In programmatischer Multifunktionalität verbindet das Konzept ältere (Volkspark, Kleingartenpark) mit neuen Ideen (Bürgerbeteiligung) (Abb. 10).

Das ambitionierte Konzept trägt die Handschrift der beiden an seiner Erarbeitung und Durchführung wesentlich beteiligten Gruppen. Da wäre zum einen das Grünflächenamt der Stadt Gladbeck, das seit 1983 von Klaus Rautmann geleitet wurde, der in Berlin bei Hermann Mattern Landschaftsbau und Gartenkunst studiert und an der Universität Hannover bei Werner Lendholt am Institut für öffentliche Grünplanung und Gartenarchitektur 1982 seinen Dokortitel erworben hatte. Zum anderen arbeitete die Planergruppe Oberhausen wesentlich an der Konzeption mit, ein aus dem Gladbecker Stadtplanungsbüro von Martin Einsele heraus gegründetes, sehr zeitypisch organisiertes und interdisziplinär zusammengesetztes Team, dass sich mit städtebaulichen Rahmenplänen, Freiflächenplänen oder auch Anfragen von Bürgerinitiativen befasste.<sup>17</sup>

Die Schaffung des Stadtgartens war als „Bürgerbeteiligung ‚von oben‘“<sup>18</sup> und dem daraus abgeleiteten „Prinzip der Veränderbarkeit des Planungskonzepts“<sup>19</sup> ein komplexer Prozess. Im Vorfeld wurden verschiedene Interessengruppen angesprochen und zur Beteiligung eingeladen, etwa alte Menschen, einkommensschwache, kinderreiche und „türkische Familien“, Kinder, Jugendliche, Arbeitslose, „Kleintierliebhaber und Alternativgärtner.“<sup>20</sup>

Zu Beginn des Realisierungsprozesses wurde das „völlig sterile Gelände – Deponieabdeckung und Ackerfläche“ mit „schwerem Maschineneinsatz“ renaturiert, womit zugleich das Grundgerüst für die späteren Nutzungsbereiche entstand.<sup>21</sup> Die übrigen Arbeiten wurden in „fachlich angeleiteter Selbsthilfe durch die künftigen Nutzer“<sup>22</sup> durchgeführt. „Projektbetreuer“ waren der Dipl.-Pädagoge Ulrich Wessel und die Landschaftsplanerin Kathrin Schneider-Dramani.

Der Stadtgarten Johowstraße ist in seinen entlang des kanalisiertes Haarbachs angelegten Strukturen bis heute erhalten. Gehölzreihen im Norden und Osten sowie ein Waldstreifen im Süden schirmen das Gelände ab (Abb. 11). Nordöstlich bildet eine Festwiese den Auftakt. Durch Baumpflanzungen entlang der Ränder und durch die Anlage einer „Schotterrasenfläche“ wurde diese Wiese für die dort geplanten Veranstaltungen eingerichtet. Von hier ausgehend, durchzieht ein teils von Wiesenstreifen begleiteter Wegeraum das Stadtgartengelände, um sich am südwestlichen Ende zu einer Wiesenfläche auszuweiten.

In diesen öffentlichen Wegeraum sind der Schulgarten und die selbstorganisierten Gruppengärten als separate, nach außen durch einen Gehölzsaum abgegrenzte Areale eingesetzt. Der mit Zaun, Pergola und Stadtteilgartenhaus ausgestattete Schulgarten diente der konzeptionell so wichtigen Umweltbildung. Die Gruppengärten besitzen im Inneren jeweils ein gemeinschaftlich genutztes Gruppenhaus, um welches herum unterschiedlich große „Grabelandparzellen“ angeordnet sind. Die Gruppe „Wühlmäuse“ wählte 1985 eine Kreisform mit dem Gruppenhaus in der Mitte und torten-



10 Gladbeck, Stadtpark Johowstraße, Luftbild mit Schulgarten, Gruppengärten und Feuchtgebiet. Foto 2009.

stückförmig aufgeteilten Parzellen (Abb. 12).<sup>23</sup> Einige wenige Auflagen betrafen das Verbot des Laubenbaus sowie Vorgaben für eine „Gartenbewirtschaftung [...] nach den Methoden des naturnahen Gartenbaus“ (keine Versiegelung, kein Gift, heimische Gehölze).<sup>24</sup> In den Gruppengärten hat sich so eine bunte gestalterische Vielfalt entwickelt.

Wesentlicher Teil des Stadtparks ist das „Feuchtgebiet“, ein Biotopbereich, der vom Grünflächenamt Gladbeck vollständig neu angelegt wurde (Abb. 13). Doch nicht nur hier, sondern im gesamten Areal standen naturnahe Gestaltungsprinzipien im Fokus. Im Abschlussbericht heißt es: „Dabei galt es zunächst die ausgeräumte Feldflur durch Anlage eines nischenreichen Grundgerüsts aus Hecken, Gebüsch, Wiesen, Tümpeln und Teichen zu einem vielfältig nutzbaren und erlebnisreichen Freiraum zu entwickeln. Extensiv gepflegte kleinräumig verzahnte Teilbereiche wie das 1 ha große Feuchtgebiet, wechselfeuchte halb-

schattige Waldrandzonen, vollsonnige Feuchtwiesen, Wildstrauchhecken und Vogelschutzgehölze, Hochstaudenfluren sowie Sukzessionsflächen dienen als Refugium für zahlreiche Pflanzen- und Tierarten.“<sup>25</sup> Im Abgleich mit den gleichgewichteten sozialen Funktionen wurde nach der Gestaltungsphase für jedes Teilgebiet ein präziser Pflege- und Entwicklungsplan erarbeitet, der zielgruppenorientiert (Menschen, Tiere, Pflanzen) festlegte, was wann wie gepflegt werden sollte.

Insgesamt besitzt der Stadtpark Johowstraße, der zeitgenössisch eine hohe, auch überregionale Resonanz erfuhr, als charakteristisches gemeinschaftsorientiertes Gartenprojekt einen großen Zeugniswert.

### „Soziales Naturparadies“

Mit dieser Bezeichnung würdigte das ZDF 2025 das Ökotop Heerdt – als vielleicht reifste Umsetzung

grüner Visionen der 1970er- und 1980er-Jahre in Nordrhein-Westfalen.<sup>26</sup> Mit den drei Teilprojekten „Ökologisches Wohngebiet Heerdt“, „Naturnahe Freiräume“ (mit Grabeland-Rundlingen) und „Ökologisches Zentrum Heerdt“<sup>27</sup> besitzt die Düsseldorfener Anlage zahlreiche charakteristische Gemeinsamkeiten mit den Projekten in Bochum und Gladbeck. Überall prägend sind das teils intrinsische, teils extrinsische bürgerschaftliche Engagement sowie die soziale und ökologische Uminterpretation historischer Gestaltungsaufgaben wie Hausgarten, Kleingarten oder Stadtpark. Dabei entstanden funktional und gestalterisch in Teilen neue urbane Grünräume, bei denen das Private und das Öffentliche ebenso programmatisch wie diskussionsfreudig verwoben wurden. In den Feuchtgebieten und naturnahen Parkräumen treten neben dem Menschen nun auch Fauna und Flora als gleichberechtigte Nutzende und Gestaltende auf den Plan.



11 Gladbeck, Stadtgarten Johowstraße, Wiesenfläche im Südwesten, hinter dem dichten Gehölzsaum ein Gruppengarten. Foto 2024.

#### Anmerkungen

- 1 Stadt Witten (Hg.), Informationen zur Verbesserung des Wohnumfeldes Bd. 2: Gute Gründe für Grün am Bau. O. O. [Witten] 1982; Stadt Witten (Hg.), Informationen zur Verbesserung des Wohnumfeldes Bd. 3: Lebendiger Innenhof. o. O. [Witten] 1983.
- 2 Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Mehr Grün in der Stadt. Dokumentation und Auswertung des Landeswettbewerbs 1984. Bonn 1986.

- 3 Joachim Radkau, Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte. München 2011, S. 124.
- 4 Michael Andritzky / Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Reinbek bei Hamburg 1981.
- 5 Bernd Guggenberger, Krise der repräsentativen Demokratie? Die Legitimität der Bürgerinitiativen und das Prinzip der Mehrheitsentscheidung, in: Bernd Guggenberger / Udo Kempff (Hg.), Bürgerinitiativen und repräsentatives System. Opladen 1978, S. 18–48, hier S. 18–19.
- 6 Klaus Spitzer, Wir wagen noch zu träumen ..., in: Ar-



12 Gladbeck, Stadtgarten Johowstraße, Gruppengarten der „Wühlmäuse“. Foto um 1990.



13 Pflege- und Entwicklungsplan für das Areal um das Feuchtgebiet. Planzeichnung um 1989.

beitsgruppe Ökotop Heerdt im Bürgerverein Heerdt e. V. (Hg.), Stadt + Ökologie – Gegensätze? Darstellung der Problematik am Beispiel Ökotop Heerdt. Düsseldorf 1986, S. 7–10, hier S. 7.

7 Andritzky/Spitzer (wie Anm. 4), Klappentext.

8 Haus und Garten befinden sich aktuell im Eintragungsverfahren. Zum Haus siehe den Beitrag von Hans Hanke in diesem Heft (S. 13–20).

9 Reiner Nüsslein, Baubeschreibung für das Projekt Kommunikatives Wohnen, 5. Mai 1980, in: Bauakten der Stadt Bochum, Auf der Papenburg 39–45.

10 Lt. einer Ausstellung zur Geschichte des KoWo-Projekts im Foyer des Hauses Auf der Papenburg 39–45.

11 Gespräch mit Franzjörg Baumgart und Dieter Geiß am 28.10.2025.

12 Beispiele aus Köln und weitere Literaturhinweise siehe Christof Baier, Haus mit grüner Nase. Erich Schneider-Wessling und die Geschichte des ökologischen Bauens in Deutschland, in: INSITU. Zeitschrift für Architekturgeschichte 2023/2, S. 277–287.

13 Gernot Minke, Häuser mit grünem Pelz – Über Möglichkeiten und Nutzen, Häuser zu begrünen, in: Andritzky/Spitzer (wie Anm. 4), S. 202–215.

14 Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (wie Anm. 2), S. 48.

15 Ausstellung (wie Anm. 10).

16 Kathrin Schneider-Dramani / Ulrich Wessel, Pilotprojekt Stadtgarten Johowstraße. Abschlussbericht. Gladbeck 1994, Vorwort.

17 <https://www.die-planergruppe.de/50-jahre-planergruppe/> (abgerufen: 7.11.2025).

18 Klaus Rautmann, Gladbeck, Stadtgarten Johowstraße. Erfahrungen aus dem Projektalltag, in: Bauwelt 1988/

15–16, S. 632–635, hier S. 632.

19 Schneider-Dramani/Wessel (wie Anm. 16), S. 10.

20 Ebd. S. 5–6.

21 Ebd. S. 10.

22 Planergruppe Oberhausen, Stadtgärten in Gladbeck, in: Garten + Landschaft 1986/12, S. 30–34, hier S. 31.

23 Nahezu identisch die Parzellen-Rondelle in offener Grünanlage in den Kleingartenanlagen „Mellmausland e.V.“ in Witten-Annen (gegründet 1984) und „Kleingärten am Heuweg“ in Witten-Stockum (gegründet 1984, erweitert 1991).

24 Schneider-Dramani/Wessel (wie Anm. 16), S. 35.

25 Ebd. S. 8.

26 Ökotop Heerdt: Ein soziales Naturparadies, Beitrag in dem ZDF-Magazin „Volle Kanne“ vom 1.9.2025, <https://www.zdfheute.de/video/volle-kanne/oekotop-heerdt-100.html> (abgerufen: 19.11.2025).

27 Arbeitsgruppe Ökotop Heerdt (wie Anm. 6), S. 11–12; außerdem: <https://oekotop.de/wer-wir-sind/planung-und-ausfuhrung-vorgeschichte/> (abgerufen: 16.10.2025).

#### Bildnachweis

1, 2, 3, 5, 7, 11 LWL- DLBW/Baier. | 4 Stadt Bochum, Bauordnungsamt / Untere Denkmalbehörde. | 6, 8 LWL- DLBW/Ziegert. | 9 Repro aus Klaus Rautmann, Gladbeck, Stadtgarten Johowstraße. Erfahrungen aus dem Projektalltag, in: Bauwelt, 15–16, 1988, S. 632. | 10 Geobasis NRW, Köln, Datenlizenz Deutschland – Zero (<http://www.govdata.de/dl-de/zero-2.0>). | 12 Hubert Gernot / laif Agentur für Photos & Reportagen GmbH. | 13 Repro aus: Kathrin Schneider-Dramani, Pilotprojekt Stadtgarten Johowstraße. Abschlussbericht. Gladbeck 1994, o. S.



1 Das neue Theater in Münster am Eröffnungsabend. Foto 1956.

Stefan Rethfeld

## Gebaute Vision: Das neue Theater in Münster

### Über einen Ort, der Geschichte atmet

Im Frühjahr 2026 feierte das neue Theater in Münster seinen 70. Geburtstag. Mit seiner Eröffnung am 4. Februar 1956 wurde es zum Ort des Aufbruchs für eine künftige Stadtgesellschaft (Abb. 1). Der Entwurf des jungen Architektenteams – Harald Deilmann, Max von Hausen, Ortwin Rave und Werner Ruhnau – griff den vielschichtigen Kontext des Ortes auf und führte ihn unkonventionell weiter. Eine Strategie, die ein erstaunliches Erfindungsfeuerwerk zündete: vom Städtebau bis zur Architektur, von der Innenraumgestaltung bis zur Möblierung. Orientierung bot das internationale Architekturgeschehen. So entstand ein für Münster ungewöhnlicher Ort, der sich in allen großen und kleinen Details vom historisierenden Wiederaufbau unterschied.<sup>1</sup>

#### Neubau an historischer Adresse

Innovativ waren vor allem die räumlichen Bezüge zum historischen Umfeld. Der Neubau gab zugleich der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft Raum. Eine Einladung zum Träumen und Sinnieren, zu einer eigenen Wunschzeit. Die schöpferische Energie dieser gebauten Vision ist noch heute spürbar. Schon der Bauplatz war besonders: Das neue Theater entstand an historischer Stelle (Abb. 2). Ein halbes Jahrhundert lang – von 1895 bis 1945 – lagen an der Neubrücken-

straße die Kulturbauten der Stadt. Zusammen bildeten sie ein dichtes Kulturquartier. Benachbart standen der Romberger Hof, das Lortzing-Theater, die Stadthalle und – am Alten Fischmarkt – die Kammertheater. Zusammen boten die Säle und Räume über 3.000 Sitzplätze. Auch der Gründungsort der Theaterstadt Münster, das fürstbischöfliche Komödienhaus am Roggenmarkt, lag nur gut hundert Meter entfernt.

Die Bomben des Zweiten Weltkriegs ließen von dem Kulturquartier kaum etwas übrig. Doch die untergegangenen Adressen wurden zum Aus-



2 Das neue Theater inmitten einer kriegszerstörten Münsteraner Altstadt im Wiederaufbau. Foto 1956.

gangspunkt für den Neubau. Jedes der Kulturgebäude hatte seine Vorgeschichte. Sie seien daher kurz skizziert.

### Das Komödienhaus als erstes Theater

Das „Comödien- und Redoutenhaus“ war von 1775 bis 1890 Münsters erstes Theater. Es entstand im Auftrag des kulturbeflissenen Ministers Franz Freiherr von Fürstenberg nach Plänen von Wilhelm Ferdinand Lipper (1733–1800). Lipper, kurz zuvor zum Oberbaudirektor des Fürstbistums Münster ernannt, vollendete parallel bis 1787 das Fürstbischöfliche Schloss – als Nachfolger des 1773 verstorbenen Johann Conrad Schlaun. Da im Schloss kein Theater Platz fand, erwog man eine unkonventionelle Lösung: den Umbau einer großen Halle am Roggenmarkt, der alten Scharne (Abb. 3). Bisher diente sie den Fleischern als Verkaufshalle, bis eine neue Scharne am Prinzipalmarkt errichtet wurde. Nur die Außenmauern blieben stehen. Die Stuckarbeiten übernahm derselbe Stuckateur wie am Schloss und später am Romberger Hof. Nach der Eröffnung am 12. Oktober 1775 in Anwesenheit des Kurfürsten zogen sich weitere Arbeiten bis 1778 hin. Erst dann entstand die repräsentative Fassade zum Roggenmarkt. Besonders war der verstellbare Boden: Ein einfacher Mechanismus hob den Parterreboden auf die Höhe der Bühne. So diente der Raum sowohl Theaterkomödien als

auch Maskenbällen. Aus städtebaulichen Gründen musste das Gebäude einer Straßenaufweitung weichen und wurde 1894 abgerissen. Noch heute erinnert die Leere des Brunnenplatzes an diesen Standort.



3 Komödienhaus am Roggenmarkt/Bogenstraße (Alte Scharne). Foto 1894.

### Der Romberger Hof als gehobene Adresse

Ein weiteres Schwergewicht an der Neubrückenstraße war der Romberger Hof (Abb. 4). Auch dieses klassizistische Stadtpalais errichtete Wilhelm Ferdinand Lipper. Es entstand von 1778 bis 1780 (Inneneinrichtung bis 1783) für den aus den Niederlanden ins Fürstbistum Münster übergesiedelten katholischen Adligen Friedrich Wilhelm Heere-man (1711–1782) als repräsentativer Familiensitz. Das Terrain des Palais mitsamt Garten reichte von der Neubrückenstraße bis zur Hörsterstraße. Mehrere kleinere Grundstücke wurden dazu aufgekauft und zusammengelegt.

Zur Neubrückenstraße lag das Hauptgebäude mit großem Treppenhaus, zum Garten hin ein zentraler Festsaal. Nebengebäude standen an der Ecke Neubrückenstraße/Voßgasse. Schon der Sohn des Erbauers, Karl Heinrich Heere-man (1757–1808), der den Hof in den Jahren 1797 bis 1800 an den preußischen General Blücher vermietet hatte, musste ihn wegen finanzieller Schwierigkeiten – unter anderem Vermögensverluste in Folge der Französischen Revolution – an den Freiherrn Giesbert von Romberg (1773–1859) verkaufen. Doch auch Romberg nutzte den Hof nur gelegentlich.

### Das Lortzing-Theater als neuer Nutzer

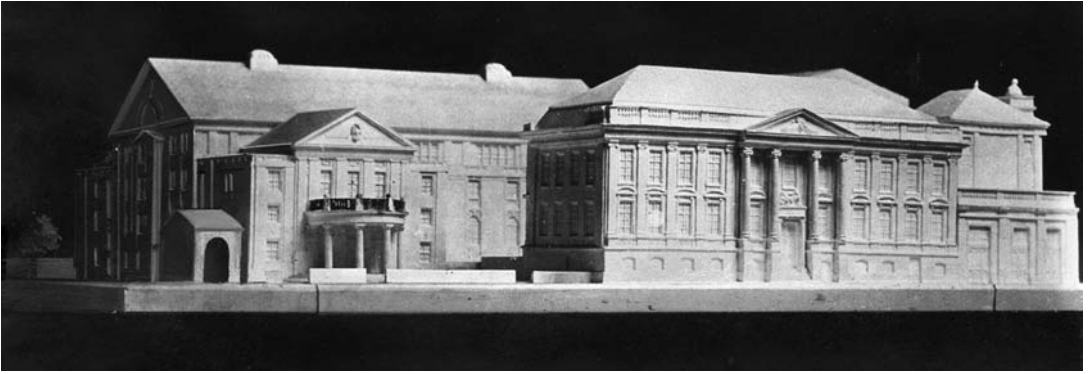
Als 1893 der Romberger Hof dem Provinzialverband vergeblich als mögliche Adresse für ein neues Museum angeboten worden war, gelang es dem Regierungsbaumeister Boner 1895, das gesamte

Anwesen im Auftrag einer privaten Theaterbauinitiative zu erwerben. Gesucht wurde ein Ersatz für das im Jahr zuvor abgebrochene Komödienhaus am Roggenmarkt. Der Hauptbau wurde von 1895 bis 1919 an den Civilclub vermietet. In den Nebengebäuden zur Voßgasse – den Pferdeställen – konnte am 30. November 1895 ein erstes Theater eröffnen: das Lortzing-Theater. Im Jahr 1900 wurde es um den Westerholtschen Hof in Richtung Voßgasse erweitert, in dem schon Beethoven Konzerte gegeben hatte. Der um 1725 errichtete ursprüngliche Westerholtsche Hof sowie weitere Häuser wurden dafür abgebrochen. Für den Erweiterungsbau zeichneten die Architekten Paul Boner und Hans Muths (1868–1915) verantwortlich.

Der eigentliche Theaterneubau enthielt einen großen Saal mit über 800 Plätzen und wurde am 8. Dezember 1900 eröffnet. Benannt wurde das Theater nach dem Komponisten, Sänger und Schauspieler Albert Lortzing (1801–1851), der in seiner Zeit am Hoftheater in Detmold wiederholt in Münster auftrat. Passenderweise eröffnete das Lortzing-Theater bereits 1895 mit der Komischen Oper „Zar und Zimmermann“ von Lortzing. 1906 konnte die Stadt das Theater erwerben – unter anderem durch Stiftungsgelder und den Verkaufserlös aus dem Komödienhaus. 1908 folgte die Umbenennung in Stadttheater. Ab 1922 übernahm die Stadt den zuvor verpachteten Betrieb in eigener Regie. Der Romberger Hof diente mit seinem Hauptgebäude als Theaterfoyer. Ab 1925 zog die von Fritz Volbach gegründete Westfälische Hochschule (später reduziert auf Schule) für Musik ein.



4 Neubrückenstraße mit Romberger Hof und Lortzing-Theater. Foto um 1910.



5 Stadthalle und Romberger Hof (Modell) – realisierte Situation um 1920

### Die Konzerthalle als Nachbar

Benachbart lag die städtische Konzerthalle, die in den Jahren 1914–1920 nach Plänen des Münchener Architekten Max Littmann entstand (Abb. 5). Littmann hatte 1912/1913 den Wettbewerb für eine Stadthalle gewonnen. Um Platz zu schaffen, wurden der Garten des Romberger Hofes überbaut und große Teile der Freitreppe abgetragen. Für Kammerspiele standen ab 1930 Räume im Adligen Damen-Club am Alten Fischmarkt zur Verfügung.

Von 1895 bis 1944 fand Münsters Bühnenleben überwiegend im Lortzing-Theater statt. Nach dessen Zerstörung am 9./10. Juli 1941 verlagerte das Stadttheater den Spielbetrieb in die nur wenig zerstörte Stadthalle. Im September 1944 wurden alle deutschen Theater geschlossen. Kammerspiele und

Stadthalle gingen 1944 bei einem Bombenangriff unter. Von der Stadthalle blieb nur das Foyer, in dem übergangsweise bis zum Neubau ein Behelfstheater eingerichtet wurde.

### Nach 1945 – ein Neuanfang

Gleich nach Kriegsende begannen die Aufräumarbeiten auf dem Gelände des historischen Kulturquartiers. Die zerstörte Stadthalle wurde bis auf ihr Foyer abgetragen (Abb. 6).<sup>2</sup> Die Ruinen des Romberger Hofes wurden gesichert – zunächst der Portikus zur Straße (bis 1947), später die Reste der Gartenfassade. Im Sommer 1949 entbrannte die Debatte über die Notwendigkeit eines Theaterneubaus. Im März 1950 fiel die Entscheidung gegen eine originalgetreue Rekonstruktion der

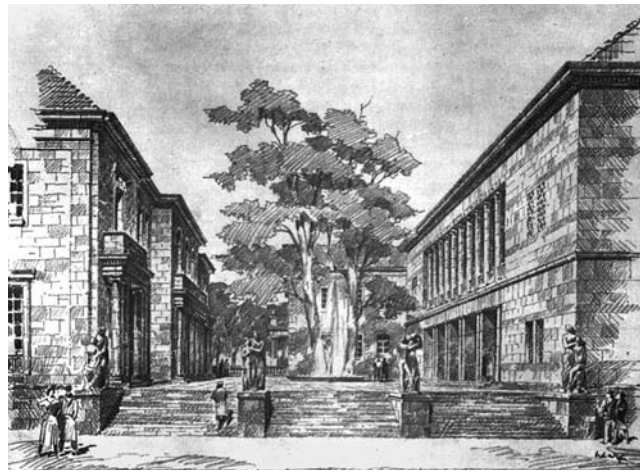


6 St. Martini, fotografiert von St. Lamberti, davor die Ruinen des Romberger Hofes, des Lortzing-Theaters und der Stadthalle. Foto ca. 1947.

verlorenen Bauten. Stattdessen sollte ein Neubau nach Plänen des städtischen Baurats Edmund Scharf im Stil des monumentalen Neoklassizismus entstehen (Abb. 7).

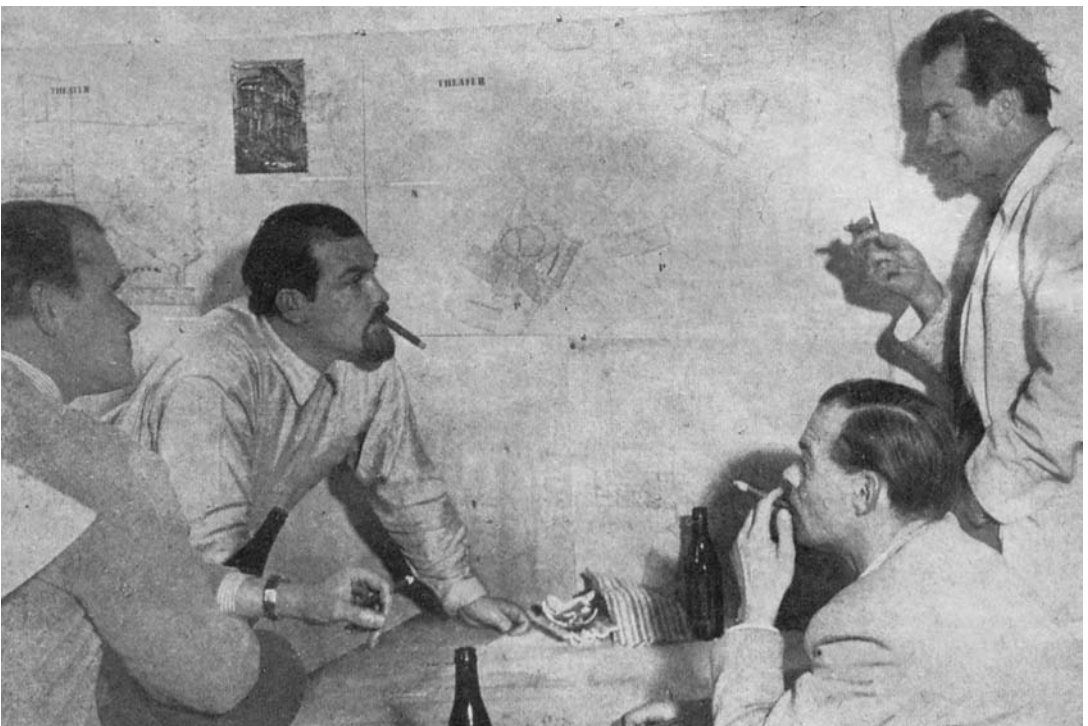
Sein Entwurf sah zwei Theatergebäude vor: ein Kleines und ein Großes Haus mit hohem Bühnenturm. Die Erschließung sollte von der Voßgasse über einen offenen, leicht erhöhten Eingangplatz erfolgen, mit Integration der zwei erhaltenen Platanen. Die Ruine sollte in die neue Fassade des Kleinen Hauses eingearbeitet werden. Der Zuschauerraum, mit eingestellten Säulen und Kronleuchtern, sollte festlich stimmen.

Dem Entwurf stimmte der Rat der Stadt 1950 einmütig zu. Doch eine akute Etatkrise verhinderte die Ausführung. Die jungen Architekten Deilmann, von Hausen, Rave und Ruhnau, gerade aus dem Krieg zurück, forderten ein modernes Theater für eine neue Gesellschaft (Abb. 8). Sie lehnten Scharfs restaurativen Entwurf ab und lösten mit Unterstützung lokaler Kulturjournalisten eine Debatte aus. 1952 schrieb die Stadt einen offenen Wettbewerb aus. Fünf Entwürfe wurden eingereicht und öffentlich ausgestellt. Die Jury unter dem Hamburger Architekten Werner Kallmorgen prämierte überraschend den unkonventionellen Entwurf des jungen Teams. Sie lobte die lebendige Gesamtkomposition: Der Entwurf ordne sich der mittelalterlichen Tradition der Umgebung ein und unter. Auch das Architektenteam wählte die Ruine des Romberger Hofes als Ausgangspunkt. Sie blieb als „lebendige Kulisse“ (Werner Ruhnau) im Innenhof erhalten, ebenso die zwei großen Platanen. Der

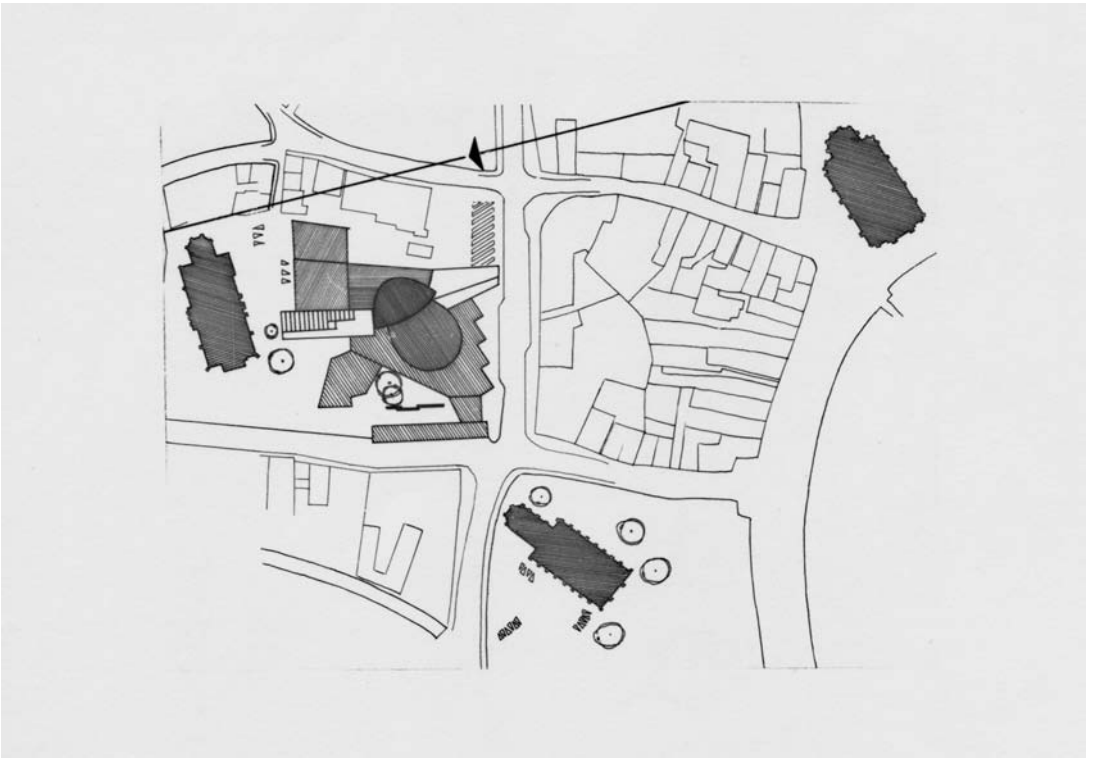


7 Stadthalle Münster, nicht realisierter Entwurf von Edmund Scharf, 1950.

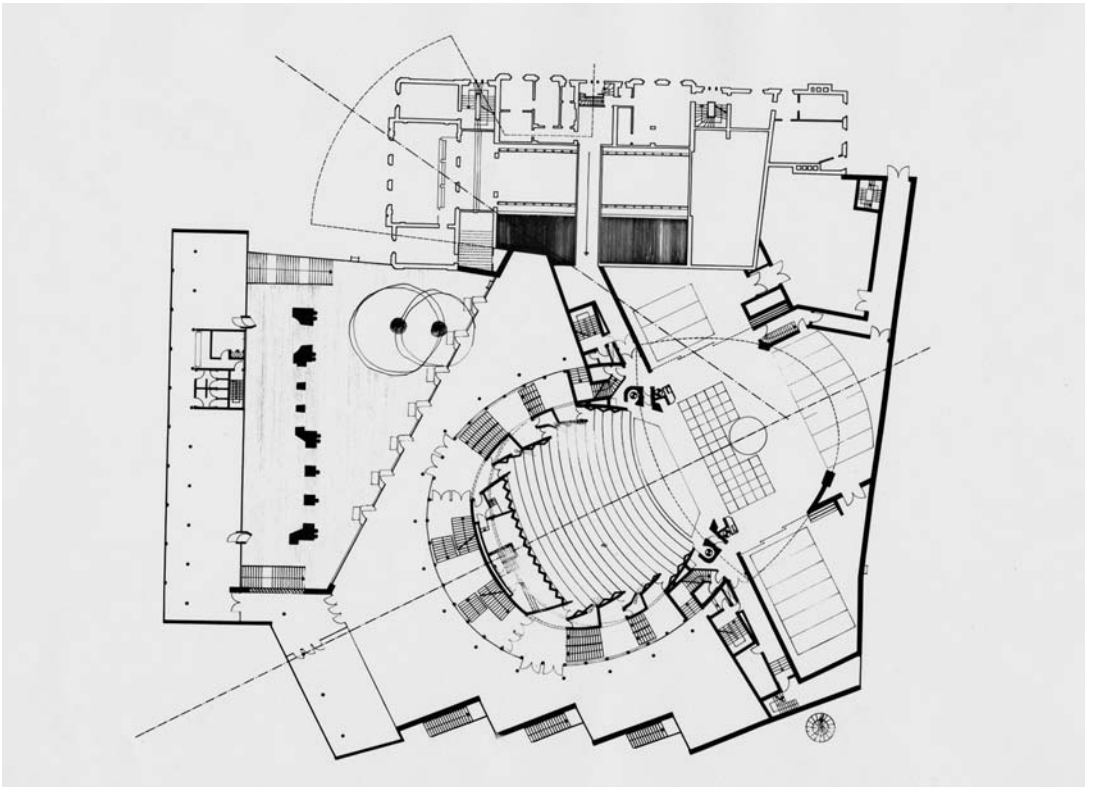
Entwurf fügte sich zwischen zwei Altstadtkirchen ein, der Martinikirche und der Apostelkirche (Abb. 9). Eine Diagonalstellung auf dem Grundstück ermöglichte die maximale Tiefe des Baus. Der Haupteingang orientiert sich zur Straßeneckung – ähnlich dem Schlaunschen Erbdrostenhof (Abb. 10). Foyer, Zuschauerraum und Bühnenturm staffeln sich zwischen den Kirchtürmen zu einer begehbaren Skulptur. Zwei Freitreppen verbinden die Neubrückenstraße mit dem Innenhof – einem Raum zwischen Innen und Außen, zwischen historischer Ruine und moderner Rahmung (Abb. 11). Der Ort wird zur Bühne: heiter, offen, lebendig.



8 Das Architektenteam am Zeichentisch: Harald Deilmann, Max von Hausen, Ortwin Rave und Werner Ruhnau (von links). Foto 1953.



9 Theaterneubau zwischen Altstadtkirchen: Martinikirche und Apostelkirche als unmittelbare Nachbarbauten sowie Lambertikirche als Bezugspunkt. Plan ca. 1953.



10 Theater Münster, Erdgeschoss – Foyer und Theatercafé rahmen den öffentlichen Innenhof. Plan ca. 1953.

Abends strahlt das Theater wie kein anderes Gebäude in Münster. Ob die Hauptfassade, die Seitenfassade zur Voßgasse oder die Passage entlang der Neubrückenstraße – jede Ansicht

hat ihren eigenen Charakter. Der Haupteingang mit vier Doppeltüren führt in ein dunkles Foyer, das sich in ein lichtdurchflutetes Treppenhaus öffnet. Die oberen Foyers lassen die Zuschauer



11 Blick zum öffentlichen Innenhof mit der Gartenfassade des Romberger Hofes. Foto 2025.

wie Festbesucher wirken – sichtbar auch von außen (Abb. 12).

Der Zuschauerraum mit 955 Sitzen überrascht mit Intimität: Kein Platz ist weiter als 14 Meter von der Bühne entfernt. Der Raum ist schwarz gehalten – im scharfen Kontrast zu den lichten Foyers.



14 Blick vom Innenhof auf Foyer und Treppenhaus mit widerspiegelnder Ruine. Foto 2025.

Der Lampenhimmel aus Wohnzimmerleuchten der 1950er-Jahre und Details wie Korbgeflecht-Brüstungen zeugen von Sorgfalt und Witz (Abb. 13). Die Freude am Bauen ist spürbar.

Nach nur 18 Monaten Bauzeit (Abb. 14) eröffnete das Stadttheater am 4. Februar 1956 – der erste vollständige Theaterneubau der Bundesrepublik. Am folgenden Tag begann der Spielbetrieb mit der Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart. Die Fachpresse feierte den Bau als „befreienden Donnerschlag“ (Ernst May).

Mit diesem heiteren Bau brach Münster in eine neue Zeit auf. Das Theater markiert das Ende des tradierten Wiederaufbaus und bleibt bis heute ein herausragendes Beispiel moderner Architektur in einer sonst traditionsbewussten Stadt. Die jungen Architekten verstanden das Theater als offene Figur für eine neu angestrebte Öffentlichkeit. Das Vergangene wurde zum Ausgangspunkt für einen Bau der Zukunft.

#### Anmerkungen

1 Klaus Bussmann, Wilhelm Ferdinand Lipper – Ein Beitrag zur Geschichte des Frühklassizismus in Münster. Westfalen 18. Sonderheft. Münster 1972; Niels Gutschow / Gunnar Pick, Bauen in Münster – Ein Architekturführer. Münster 1983; Karl Hoss, Kultur in der Stadt Münster Theater und Musik 1945–1976. Dokumentation. Münster 1987; Stadtarchiv Münster (Hg.), Theater tut not! Zum kulturellen Neubeginn in Münster 1945 bis 1956. Ausstellung Münster 1995–1996. Münster 1996; Volker Resing, Der Theater-

neubau in Münster. Kulturpolitische Konflikte 1949–1956. Kleine Schriften aus dem Stadtarchiv Münster Bd. 3. Münster 1999; Marcus Weidner, Landadel in Münster 1600–1760. Stadtverfassung, Standesbehauptung und Fürstenhof. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster Bd. 18.1. Münster 2000; Gisela van Nuland / Christoph von Hausen (Hg.), Max von Hausen – Architekt und Künstler (1919–1995). Münster 2006; Sylvaine Hänsel / Stefan Rethfeld, Architekturführer Münster. Berlin 2008, S. 124–125; Stefan Rethfeld, Ein Manifest des Neubeginns – Stadttheater Münster, in: Sonja Hnilica / Markus Jäger / Wolfgang Sonne (Hg.), Auf den zweiten Blick – Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen. Ausstellung Dortmund 2010. Bielefeld 2010, S. 132–139; Claudia Blümle / Jan Lazardzig (Hg.), Ruinierte Öffentlichkeit. Zur Politik von Theater, Architektur und Kunst in den 1950er Jahren. Zürich 2012; Sylvaine Hänsel / Stefan Rethfeld, Architekturführer Münster. Berlin 2017 (2. überarbeitete und erweiterte Aufl.), S. 128–129; Stefan Rethfeld / Wolfgang Sonne (Hg.), Harald Deilmann – Lebendige Architektur. Schriftenreihe des Baukunstarchivs NRW. Ausstellung Dortmund 2021 und Münster 2022. Dortmund 2021; Markus Lehrmann / Wolfgang Sonne (Hg.), Werner Ruhнау – Bauen für die offene Gesellschaft. Schriftenreihe des Baukunstarchivs NRW. Ausstellung Dortmund und Münster 2025. Dortmund 2025.

2 Die letzten Reste der Stadthalle wichen erst 1968, um Platz für das Kleine Haus des Stadttheaters zu schaffen, das am 7. November 1971 eingeweiht wurde.

#### Bildnachweis

1 Stadtarchiv Münster, Werbe- und Verkehrsamt VII I, Nr. 71. | 2 Plan und Karte G.m.b.H., Münster/Westf | 3, 6 LWL-Medienzentrum für Westfalen (Fotograf nicht

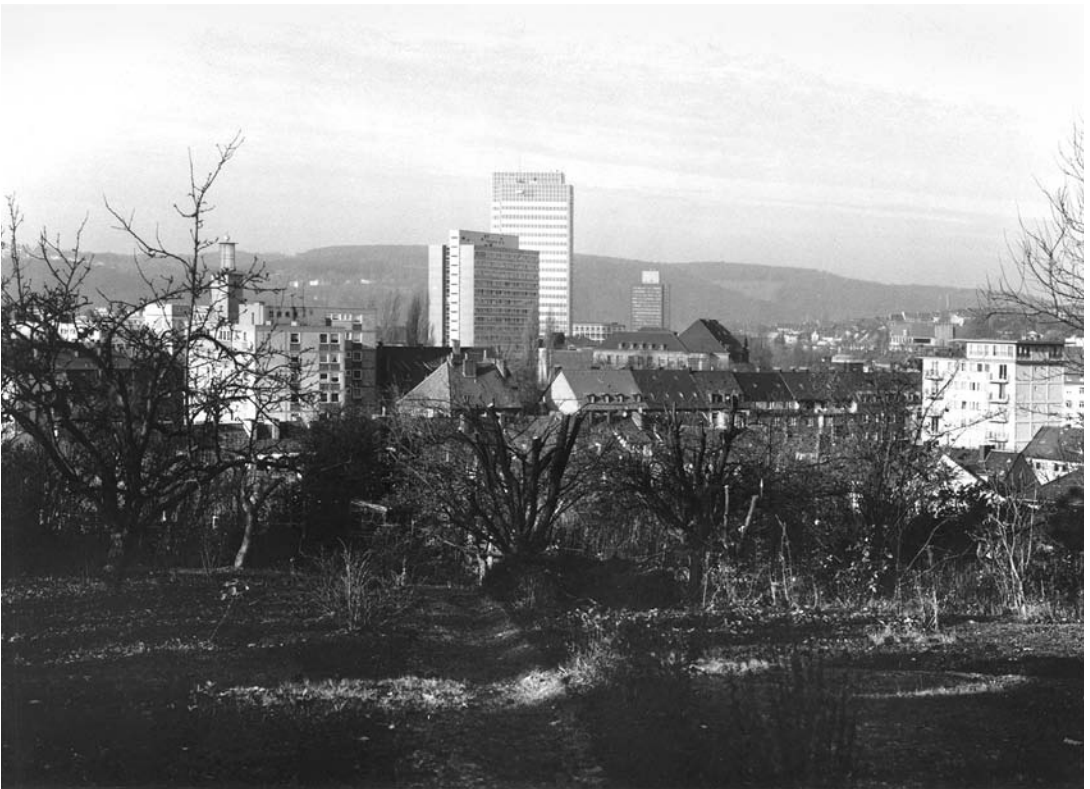


13 Lampenhimmel im Zuschauerraum. Foto 1956.

überliefert). | 4 Julius Gaertner © LWL-Medienzentrum für Westfalen. | 5 Stadtarchiv Münster. | 7 Stadtarchiv Münster, Nachlaß Vernekohl Nr. 169. | 8 Repro aus: Franz-Klemens Giesecking (Hg.), Dein Baustein für das neue Theater. Festschrift zur Grundsteinlegung. Münster [1954], S. 8. | 9–10, 14 Nachlass Harald Deilmann © Baukunstarchiv NRW. | 11–12 Stefan Rethfeld, Münster. | 13 Heinz Koschinski, Lichtbildner © Städtische Bühnen Münster / Theater Münster.



14 Theater Münster als Baustelle. Foto 1954.



1 Hagen, Blick von der Diesterwegstraße auf die Hochhausgruppe. Foto 1985.

Eva Zepp

## Als Hagen in den Himmel wuchs – die „Skyline“ in der Volmestadt

Hagens Hochhäuser erzählen von einer kurzen, aber markanten Phase der Stadtentwicklung, in der der Wunsch nach einer großstädtisch anmutenden Silhouette konkrete Gestalt annahm (Abb. 1). Zwischen Strukturwandel und Zukunftsoptimismus entwickelte sich von 1965 bis 1980 das Bild einer Stadt mit einem neuen Selbstbewusstsein.

### Hagen denkt groß

An städtebaulichen Visionen hat es Hagen kaum gefehlt: Von den Plänen für einen eigenen Flughafen in Emst in den 1920er-Jahren bis zu dem futuristischen Cabinentaxi<sup>1</sup> der 1970er-Jahre, für das bundesweit nur zwei Versuchsstrecken realisiert wurden – in Hamburg und in Hagen (Abb. 2). Der Wunsch, die Stadtentwicklung in verschiedenen Epochen neu zu denken ist ein wiederkehrendes Motiv in der Stadtplanung der Volmestadt. Eine städtebauliche Vision, die seit Mitte der 1960er-Jahre Realität wurde, war der Aufstieg einer Skyline, die der Stadt ein großstädtisches Antlitz verleihen sollte. Doch in was für eine Zeit fällt diese ambitionierte städtebauliche

Planung? Welche Gebäude sind entstanden – und welchen Leitbildern wurde dabei gefolgt? Welche Erkenntnisse zur Rolle städtebaulicher Visionen lassen sich daraus gewinnen? Diesen Fragen möchte der vorliegende Aufsatz nachgehen.

### Umbruch und Aufbruch

Der Wiederaufbau der Stadt Hagen erreichte mit der Einweihung des neuen Rathauses 1965 seinen symbolischen Abschluss. Zugleich markierte dieser Moment den Beginn einer neuen städtebaulichen Ära: Hagen sollte modern, funktional und zukunftsorientiert wirken. Bereits Mitte der 1960er-Jahre zeichnete sich jedoch die



2 Die Hagener Versuchsstrecke für das Cabinentaxi.  
Foto 1973.

Strukturkrise der Stahlindustrie ab. Durch die Schließung der Hasper Hütte verlor Hagen einen zentralen Wirtschaftsmotor.

Mit der Förderung der Mobilität und insbesondere des Individualverkehrs wollte man die wirtschaftliche Entwicklung antreiben. Es waren vor allem die Technikeuphorie und „durch das Auto geprägte Wertvorstellungen“,<sup>2</sup> die die Stadtentwicklung Hagens von nun an maßgeblich beeinflussten: „Die Vorstellungen der Gesellschaft waren durch großes Vertrauen in die Technik geprägt, durch die sämtliche Probleme lösbar schienen. Das Leitbild der autogerechten Stadt wurde disku-

tiert und war Grundlage für die Entwicklung von Planungen.“<sup>3</sup>

Diese Haltung machte sich bald in markanten Verkehrsbauwerken bemerkbar. 1968 erhielt die Stadt mit dem Ausbau der Hochstraße an der Altenhagener Brücke (B 54) – der „größten Brückenbaumaßnahme der Hagener Stadtgeschichte“<sup>4</sup> – eine wichtige Verkehrsachse in städtebaulich markanter Lage:<sup>5</sup> im Talkessel des Volmetals gelegen, teilweise parallel oder direkt über der Volme, integriert der Brückenzug die natürlichen Geländestrukturen in die städtebauliche Verkehrsinfrastruktur (Abb. 3). Als horizontale Achse bestimmte er die Silhouette der Talsohle von nun an erheblich. Dem zeitgenössischen Leitbild der Effizienzsteigerung entsprechend ist die Hochstraße als zweite Fahrbahnebene ein prägnantes Beispiel städtebaulicher Doppel- und Mehrfachnutzung von Verkehrsflächen in einer Industriestadt der 1960er- und 1970er-Jahre.<sup>6</sup>

### Vertikale Visionen wider die „schläfrige Horizontale“

Die Hagener Innenstadt wurde seit den 1970er-Jahren zunehmend als Verdichtungsraum für Verwaltung, Handel und Dienstleistungen konzipiert. Die Verabschiedung des Städtebauförderungsgesetzes 1971 – als wesentlicher Bestandteil der „inneren Reformen“ der sozialliberalen Bundesregierung – setzte dafür den rechtlichen und finanziellen Rahmen: Von nun an konnten städtebau-



3 Blick auf die Altenhagener Brücke vom Graf-von-Galen-Ring. Foto 1970.



4 Der Rathauskomplex mit dem Verwaltungshochhaus im Hintergrund. Foto 1965.

liche Maßnahmen unabhängig von Straßenbauprojekten gefördert werden. Vielerorts wurden Stadtgebiete systematisch weiterentwickelt. Für die Volmestadt wurde der Hochhausbau eine wichtige architektonische Ausdrucksform, die Innovation und eine neue Form des urbanen Selbstbewusstseins symbolisierte.

In unmittelbarer Nähe zu der neu errichteten Hochstraße entstand in den 1960er- und 1970er-Jahren ein Hochhausensemble, das das Stadtbild neu definierte: Es umfasste das Gebäude der Stadtverwaltung, den Sparkassenturm und das damalige Arbeitsamt. Gegenüber der bisherigen horizontalen Planungstradition wurden „kalkulierte Raumbedarfe“<sup>7</sup> nun vertikal konzipiert – ein signifikanter Wandel. Der Hagener Journalist Horst Kniese fasste die damalige Erwartungshaltung pointiert zusammen: Man erhoffe sich, dass der Hochhausbau die Innenstadt vor der „architektonische[n] Enge und Unförmigkeit in der bequemen und schläfrigen Horizontalen“ bewahre.<sup>8</sup>

#### Das Hochhaus der Stadtverwaltung – zurückgenommene Sachlichkeit

Von 1960 bis 1965 baute die Stadtverwaltung um den Altbau des Hagener Rathauses einen Gebäudekomplex, der auch ein Verwaltungshochhaus umfasste (Abb. 4). Nach einem gescheiterten Neubauwettbewerb 1957<sup>9</sup> war ein städtischer Ent-

wurf zur Grundlage für die ausführenden Architekten Adam Wiehl (Hagen), Heinrich Rosskotten und Edgar Tritthart (Düsseldorf) geworden.

Das 16 Bürogeschosse umfassende Verwaltungshochhaus ist ein Rechteckbau in kubischer Geschlossenheit. Die Fassade wird von durchgehenden horizontalen Fensterbändern und grauen Brüstungsfeldern gegliedert, die quer zur Talachse verlaufen und eher die Breite als die Höhe des Gebäudes betonen. Sie unterstützen den Gesamteindruck eines zweckmäßig ausgerichteten Funktionsbaus, der in seiner Sachlichkeit, so der Kunsthistoriker Martin Damus, bewusst in Kontrast zu der repräsentativ gestalteten Bürgerhalle tritt.<sup>10</sup> Das Gebäude ist aufgrund seiner Höhe zwar weit hin sichtbar, beansprucht jedoch keine architektonische Aufmerksamkeit. Es entwickelt seine Wirkung gerade durch seine Zurückhaltung. Auch die Plattenbauweise unterstreicht in ihrer Rationalität und Wirtschaftlichkeit diesen funktionalen Ansatz.

Dem bis dahin eher kleinteiligen Stadtbild gab das Hochhaus eine neue Maßstäblichkeit, ohne jedoch eine demonstrative Dominanz zu beanspruchen. In der strengen Kubatur und funktionalen Fassadengestaltung spiegelt sich eine Haltung wider, die der Nutzung folgt. Gerade dadurch markierte der Rathauskomplex jedoch „den Beginn einer neuen Zeit in Hagen“.<sup>11</sup> Das Verwaltungshochhaus kann als sichtbares Zeichen eines erneuerten kommunalen Selbstverständnisses gesehen werden, bei dem



5 Das Hochhaus der Sparkasse nach Fertigstellung.  
Foto 1985.

die Verwaltung in erster Linie als funktional und rational verstanden wird.

### Der Sparkassenturm – Hagens erster „Wolkenkratzer“

Mit dem 1975 eingeweihten Sparkassenhochhaus erreichte die Idee einer modernen Skyline ihren „Höhepunkt“ (Abb. 5). Der Entwurf des Hagerer Architekten Karl-Heinz Zernikow sorgte für Aufsehen: Der 98 Meter hohe, 22 Bürogeschosse umfassende Turm bestand aus einer Stahlkonstruktion mit einer Aluminium-Glas-Vorhangsfassade, die durch grün getönte Brüstungsfelder aus Glas horizontal gegliedert wurde. Der Sparkassenturm sei dabei „bewusst höher gebaut worden“<sup>12</sup> als das Verwaltungshochhaus.<sup>13</sup>

Der Entwurf des Gebäudes orientierte sich mit seinem „Streben nach Leichtigkeit und Transparenz“<sup>14</sup> an prominenten US-amerikanischen Vorbildern. Der Einfluss des 1951/1952 von Skidmore, Owings & Merrill geplanten Lever-House in New York – einem Schlüsselwerk der modernen Curtain-Wall-Architektur – ist deutlich erkennbar.<sup>15</sup> In Hagen wurde dieser Stil zu einem sichtbaren Symbol einer angestrebten Internationalisierung: Die Stadt zeigte den Anschluss an eine Architektursprache, die das globale, postindustrielle Zeitalter repräsentierte. Die Inspiration war dabei nicht nur theoretischer Natur: Eine eigens eingesetzte Bau-

kommission unter Ägide des damaligen Sparkassenvorstands Oskar Specht unternahm vor Planungsbeginn eine Reise in die USA, um die dortigen Entwicklungen zu studieren.<sup>16</sup> Der Sparkassenturm war somit weit mehr als ein funktionales Bankgebäude. Er war Ausdruck eines zukunftsweisenden urbanen Selbstbildes, das sich demonstrativ an den ästhetischen Gestaltungsprinzipien westlicher Metropolen ausrichtete, und darf nicht zuletzt auch als Prestigeobjekt unternehmerischer Selbstdarstellung gelten.

Aus einem Aufsatz aus dem Jahr 1975 geht hervor, dass der Turm bereits zu seiner Bauzeit umstritten war. So sei etwa der Vorwurf der Maßlosigkeit erhoben worden; für manche habe der Bau einen „Stachel“ in der Silhouette der Stadt dargestellt.<sup>17</sup> Kniese hielt entgegen, dass der Bau für die Hagerer „Nachkriegs-City“ ein „neues und zusätzliches Ausrufungszeichen“, gar das „Tüpfelchen auf dem ‚i‘“ sei.<sup>18</sup> Die Vollmestadt brauche solchen „baulichen Optimismus“.<sup>19</sup>

Schon 30 Jahre nach Planungsbeginn stellte sich die Situation anders da: Das Gebäude wurde zunehmend als sogenannte „Problemimmobilie“ wahrgenommen.<sup>20</sup> Aufgrund neuer Arbeitsorganisation benötigte die Sparkasse weniger Büroräume. Eine Fassadenuntersuchung habe außerdem gezeigt, dass Kosten und Aufwand für eine umfassende Sanierung sehr hoch gewesen wären.<sup>21</sup> Ein Neubau erschien den Verantwortlichen der Sparkasse daher als sinnvoller. Am 7. März 2004 wurde der Sparkassenturm schließlich gesprengt.

### Das damalige Arbeitsamt – Der letzte Zacken in der „Krone der Stadt“

Das dritte Hochhaus, das damalige Arbeitsamt, wurde Anfang der 1980er-Jahre an der Altenhager Brücke errichtet (Abb. 6). Bereits in den 1960er-Jahren galt das Areal – eines der letzten unbebauten Grundstücke in zentraler Lage – aufgrund des hohen Bedarfs an Büro- und Geschäftsflächen als besonders attraktiv für Investoren. Gegen Ende der 1970er-Jahre erwarb die stark expandierende Bundesanstalt für Arbeit das Gelände.

Für die Planung des rund 70 Meter hohen Turmhochhauses in markanter Dreiecksform wurde das Büro Kraemer, Sieverts und Partner (KSP, Braunschweig/Köln) beauftragt. Hellgraue Natursteinplatten verkleiden den Sockelbau der Stahlbetonkonstruktion. Die Vorhangsfassade aus eloxierten Aluminiumprofilen und schwarzer Colorverglasung verleiht dem Turmschaft eine klare Rasterstruktur mit charakteristischer, dunkler Farbgebung.<sup>22</sup> Bereits zur Bauzeit machte das Gebäude als höchste Agentur für Arbeit in Deutschland und als „Super-Arbeitsamt“ Schlagzeilen.<sup>23</sup>

Der Bau des Hochhauses fiel in eine Zeit, in der die wirtschaftliche Lage Hagens von steigender Arbeitslosigkeit geprägt war.<sup>24</sup> Gerade vor diesem Hintergrund war der Neubau von großer symbolischer Bedeutung: Als Projekt der Bundesanstalt für Arbeit sollte er zum Zeichen einer fortschrittsoptimistischen, modernisierten Arbeitsverwaltung werden. Zugleich sollte es als städtebauliche Dominante wirken. Dabei verstärkt der durch die Dreiecksform bedingte allansichtige Charakter die markante Fernwirkung des Hochhauses zusätzlich. Zeitgenössische Stimmen beschrieben den Bau als „weiteren Zacken in der Krone der Stadt“<sup>25</sup> und als letzten, entscheidenden Bestandteil einer großstädtisch anmutenden Silhouette.<sup>26</sup>

### Zwischen Fluss und Fahrbahn: Die Dreiergruppe im Gefüge der Stadt

Zwischen 1965 und 1980 entstand die Hochhausgruppe mit drei zeichenhaften Neubauten aus unterschiedlichen Motiven (Abb. 7). Ob als rationaler Zweckbau, als schillernder Wolkenkratzer wirtschaftlicher Selbstbehauptung oder als innovatives Verwaltungshochhaus – gemeinsam verkörpern sie den Versuch, technische Modernität in ein neues Verhältnis zu dem Verkehrsnetz und der Topografie der Stadt zu setzen. Ihr Anblick im Talkessel, gleichsam wie an einer Perlenkette entlang von Volme und Hochstraße gereiht, prägte über Jahr-

zehnte die Blickachsen der Innenstadt. Zahlreiche Straßen setzten die drei Türme erheblich in Szene. Auch aus der Ferne, von den umgebenden Höhenlagen – darunter die Philipphöhe, der Goldberg oder vom Bismarckturm – entfalteten die Gebäude in dem von Ennepe und Volme dreieckig gefügten Talkessel einprägsame Fernsichten.<sup>27</sup>

Unabhängig vom Verkehrsmittel traten die Türme als prägende Akzente im Stadtpanorama hervor: Bei nördlicher Einfahrt in die Stadt mit der Bahn waren sie teilweise weithin sichtbar. Autofahrenden, die von der A4 ins Volmetal blickten, traten der Sparkassenturm und das Gebäude des damaligen Arbeitsamts signifikant in Erscheinung (Abb. 8). Auf der nordsüdlich verlaufenden Hochstraße (B 54) bildeten die Bauten mit der Verkehrsarchitektur eine sinngebende Einheit. An der städtebaulichen Schnittstelle zwischen der dichten City und der heterogenen Wohnlandschaft des Stadtteils Altenhagen kommen die nur etwa 10 Gehminuten voneinander entfernten Türme auch für Fußgängerinnen und Fußgänger erheblich zur Geltung.

Die beiden bestehenden Hochhäuser setzen bis heute markante vertikale Akzente. In Verbindung mit der dominanten horizontalen Achse der Hochstraße sind sie architektonische Zeugnisse einer Zeit, in der – dem gesellschaftlichen Grundverständnis entsprechend – technischer Fortschritt mit städte- und verkehrsplanerischen Visionen untrennbar verwoben waren.



6 Blick auf das Arbeitsamt von der Volme/Am Widey. Foto 1985.



7 Blick auf die Innenstadt mit Hochhausgruppe.  
Foto 1981.

### Visionäre Architektur und städtische Realität

Aus der Analyse der Hagener Hochhausgruppe lassen sich drei zentrale Erkenntnisse zur Rolle städtebaulicher Visionen herausarbeiten.

1 ■ Städtebauliche Visionen zeigen besonders anschaulich, wie in ästhetischer und materieller Hinsicht auf Phasen des Umbruchs reagiert wurde. Gleichzeitig regen sie dazu an, zu hinterfragen, wer hier eigentlich spricht – wer sind die Autorinnen und Autoren dieser Visionen? Im Fall der Hochhausgruppe waren es ausschließlich Akteure der öffentlichen Hand: Sowohl die Stadt Hagen als auch die Sparkasse Hagen und die Bundesagentur für Arbeit sind Anstalten bzw. Körperschaften des öffentlichen Rechts.

Mit ihren Vorstellungen von Rationalität, Modernisierung und Innovationsglauben spiegeln die Bauten somit auch politische Programme und Leitbilder staatlicher Planung wider, wie sie unter der sozialliberalen Bundesregierung von 1969 bis 1982 formuliert und in einer Stadt, in der die SPD über Jahrzehnte hinweg die stärkste politische Kraft war, vorangetrieben wurde.<sup>28</sup>

Gleichzeitig werden zugrunde liegende Machtverhältnisse sichtbar: Die öffentlichen Akteure verfügten, auch dank des Städtebauförderungsgesetzes, über die Ressourcen, um städtebauliche Großformen nicht nur zu entwerfen, sondern dauerhaft im Stadtbild zu verankern.

Die Hochhausgruppe ist daher auch als Ausdruck eines politischen Selbstverständnisses zu verstehen. Sie verweist auf eine Zeit, in der sich die öffentliche Hand als aktive Gestalterin urbaner Zukunft sah – und in der großmaßstäbliche Architektur als geeignetes Mittel galt, gesellschaftliche Zielsetzungen sichtbar zu machen.



8 Blick von der „Ebene 2“ in Richtung Arbeitsamt und Sparkasse. Foto 1985.

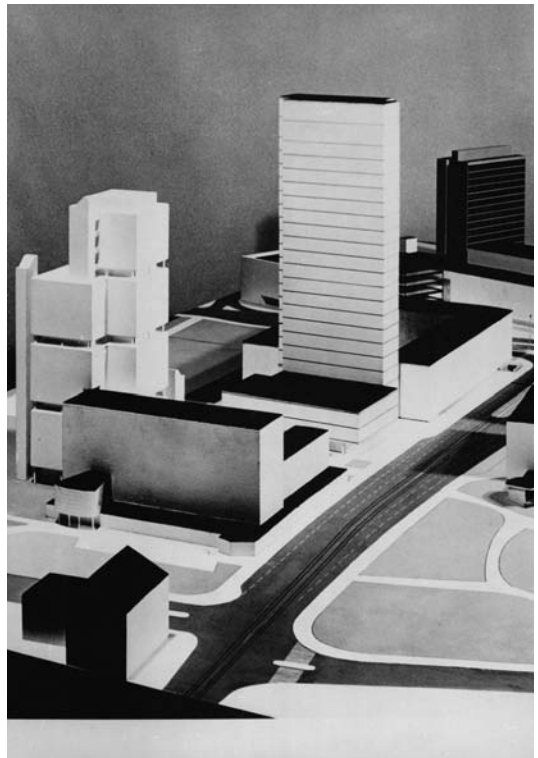
2 ■ Doch Visionen sind selten von Dauer – und selten widerspruchsfrei. Sie provozieren und polarisieren gerade, weil sie bestehende Ordnungen infrage stellen. Auch in Hagen wurden die Planungsideen der Hochhäuser zur Bauzeit gleichzeitig als kühn bezeichnet und kontrovers diskutiert (Abb. 9). Sie galten als Symbole des Aufbruchs und zugleich als überdimensionierte Fremdkörper im vertrauten Stadtgefüge. Bis heute bleibt ihre Bewertung umstritten – ebenso wie die Deutungshoheit über ihre städtebauliche Bedeutung. Besonders deutlich wird dies am Ziel der Bauten, eine lebendige „City“ zu schaffen: Dieses wurde letztlich nicht erreicht.

Solche Spannungen und Momente des Scheiterns gehören zum Wesen visionärer Projekte.<sup>29</sup> Sie sind brüchig und verlieren an Glanz, sobald sich gesellschaftliche Wertvorstellungen und technische Paradigmen wandeln. Die visionäre Architektur der Hochhausbauten starb gewissermaßen, als sie geboren war. Gerade in Hagen fand seit dem Zweiten Weltkrieg ein besonders rascher Wechsel städtebaulicher Leitbilder statt.<sup>30</sup>

Die einseitige Bevorzugung des Autoverkehrs, einst Ausdruck fortschrittsgläubiger Rationalität, wurde zunehmend als Ursache denn als Lösung städtischer Probleme gesehen. Die Umgestaltung der Straßenräume zugunsten des Verkehrs habe einen spürbaren „Verlust an Stadtqualität“ mit sich gebracht.<sup>31</sup> So kam es Ende der 1970er- und zu Beginn der 1980er-Jahre zu einer Neuorientierung in der Hagener Verkehrs- und Stadtplanung.

In den 2000er-Jahren wurde die Diskussion – abermals – von neuen städtebaulichen Zielsetzungen beeinflusst: Mit dem Projekt „Neue City Hagen“ plante die Stadt ein neues Rathaus- und Einkaufszentrum, das Verwaltung, Handel und Öffentlichkeit in einem multifunktionalen, aber weniger verdichteten Baukomplex vereinen sollte, in einem Zentrum „von unaufgeregter Maßstäblichkeit“.<sup>32</sup>

3 ■ Gleichwohl bleiben städtebauliche Visionen unverzichtbar. In ihrer Ambivalenz und auch in ihrem Scheitern sind sie Ausdruck eines gemeinsamen Ringens um Zukunft – und haben einen erheblichen Aussagewert für eine Zeitepoche. Bauten und städtebauliche Konzeptionen, die von einer hohen visionären Qualität zeugen, besitzen folglich eine besondere Bedeutung für Baukultur, Denkmalpflege und Stadtforschung. Weiter zu diskutieren ist, wie sich die Geschichte dieser Zeugnisse in ihren ambivalenten Zuschreibungen tragfähig vermitteln lässt. Es ist zu erwarten, dass die Auseinandersetzung über diese Bauten – zwischen Erhalt, Transformation und Neugestaltung – auch künftig mit Leidenschaft geführt wird.<sup>33</sup>



9 Nicht realisierter Entwurf von Harald Deilmann 1971 für das Unternehmen Elektromark, im Hintergrund Sparkasse und Verwaltungshochhaus.

#### Anmerkungen

- 1 Der flächendeckende Ausbau der Cabinetaxis wurde nicht weiterverfolgt, die Teststrecke in Hagen wurde abgebaut.
- 2 Johann Dieckmann, Stadt Hagen. Stadtentwicklung, Geschichte und Visionen. Konzepte und Projekte im Kontext der Stadtgeschichte 1746–1997. Hagen 1997, S. 19.
- 3 Ebd.
- 4 Jens Bergmann, Die Altenhagener Brücke, in: Hagen-Buch 2010. Impulse zur Stadt-, Heimat- und Kunstgeschichte. Hagen 2009, S. 33.
- 5 Zur historischen Entwicklung siehe ebd. S. 29–34; der Ausbau der B7 zur Autobahnverbindung, machte Hagen zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt zwischen Ruhrgebiet und Sauerland, siehe Ralf Blank / Stephanie Marra / Gerhard E. Sollbach, Hagen. Geschichte einer Großstadt und ihrer Region. Essen 2008, S. 510.
- 6 Seit 2024 ist die Brücke aufgrund von Schäden am Spannstahl gesperrt. Die „Ebene 2“ wird einschließlich der Rampe an der damaligen Agentur für Arbeit seit diesem Jahr abgerissen bzw. etappenweise zurückgebaut.
- 7 Horst Kniese, Der Turmbau von Hagen, in: Hagener Heimatkalender 16, 1975, S. 138–139, hier S. 138.
- 8 Ebd.
- 9 Einen Hinweis darauf, dass in Hagen weitere städtebauliche Optionen verfügbar gewesen wären, gibt der verworfene erste Entwurf vom renommierten Architekten Egon Eiermann.
- 10 Martin Damus, Das Rathaus. Architektur- und Sozialgeschichte von der Gründerzeit zur Postmoderne. Berlin 1988, S. 195–196.

- 11 Blank/Marra/Sollbach (wie Anm. 5), S. 506.
- 12 Innovationsagentur Stadtumbau NRW, Workshop Problemimmobilien, 2008, S. 19.
- 13 Hauptgrund für den Neubau sei der zusätzliche Raumbedarf aufgrund des wachsenden Geschäfts gewesen. Zudem sollte die Großraumorganisation in Verbindung mit zeitgemäßen, funktionellen Einrichtungen den Arbeitsinsatz „noch rationeller“ machen; siehe ebd.
- 14 Ina Hanemann / Petra Holtmann, Hagener Architektur. Hagen 1996, S. 101.
- 15 Ebd.
- 16 Dietmar Brendel / Detlef Vollmar. Geliebt Gehasst Gesprengt. Aufstieg und Fall des „Langen Oskar“. Hagen 2014, S. 47.
- 17 Kniese (wie Anm. 7). Zum ambivalenten Verhältnis der Hagener Bevölkerung siehe auch Brendel/Vollmar.
- 18 Kniese (wie Anm. 7), S. 138.
- 19 Ebd.
- 20 Innovationsagentur Stadtumbau NRW.
- 21 Ebd., S. 19. Vgl. auch Brendel/Vollmar (wie Anm. 16), S. 101.
- 22 Für eine detaillierte Beschreibung siehe Eva Zepp, Das ehemalige Arbeitsamt Hagen. Von der Amtsstube zum „Super-Arbeitsamt“, in: Westfalen 104, 2025 (erscheint: 2026).
- 23 Richtkranz wehte gestern auf höchstem Arbeitsgebäude in der ganzen Bundesrepublik. Westfälische Rundschau Ausgabe Hagen vom 12.2.1981; Super-Arbeitsamt: Grundsteinlegung am 14. Februar. Westfalenpost vom 10.1.1980.
- 24 Arbeitslosigkeit immer bedrohlicher. Westfalenpost/Hagener Zeitung vom 4.11.1981.
- 25 Das neue Arbeitsamt. „Weiterer Zacken in der Krone der Stadt“. Westfalenpost/Hagener Zeitung vom 15.2.1980.
- 26 Da das Hochhaus durch das Volme-Hochwasser im Juli 2021 beschädigt wurde, zog die Arbeitsagentur im Frühjahr 2022 aus dem Gebäude aus. Es wurde an einen Investor verkauft, der das Objekt derzeit zu einem Hotel umbaut.
- 27 Zepp (wie Anm. 22).
- 28 Näher zu betrachten wäre in diesem Zusammenhang auch der Bau der Stadthalle (1975–1981) sowie die Idee der Universitätsstadt Hagen mit der späteren Gründung der FernUniversität (1974).
- 29 Dies verdeutlicht bspw. auch der nicht realisierte Hochhausentwurf für das Unternehmen Elektromark von Harald Deilmann aus dem Jahr 1971 (Abb. 9); siehe Stefan Rethfeld / Wolfgang Sonne (Hg.), Harald Deilmann. Lebendige Architektur. Dortmund 2021.
- 30 Dieckmann (wie Anm. 2), S. 19, sowie Udo Ernst Block, Hagen 1746-1996. 250 Jahre Hagen. Bilder vom Stadtkern. Hagen 1996 S. 238.
- 31 Dieckmann (wie Anm. 2), S. 20.
- 32 Stadt Hagen, Hagen plant 2035 Baustein A Bestandsanalyse, Hagen 2018. S. 12; siehe auch Wilfried Horn, Die neue City Hagen – Aus einer Vision wird Realität, in: Heimatbuch Hagen und Mark 44, 2003, S. 35–44.
- 33 Ich danke Dr. Heinrich Otten, Stefan Rethfeld und Michael Eckhoff für viele wertvolle Anregungen bei der Bearbeitung des Aufsatzes.

#### Bildnachweis

- 1–2, 5–8 Stadtarchiv Hagen. | 3 Dieter Lücke © Stadtarchiv Hagen. | 4 Willy Lehmacher @ Stadtarchiv Hagen | 9 Baukunstarchiv NRW, Bestand Harald Deilmann.

# Berichte

## Wir blicken zurück – und in die Zukunft: 30 Jahre „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“



1 Die gesammelten Ausgaben der „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“.

Als 1995 die erste Ausgabe der „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“ nach einem mehrjährigen Planungs- und Entwicklungsprozess erschien, wurde hiermit dem Wunsch begegnet, neben dem ausführlichen, die Tätigkeiten des Denkmalamtes dokumentierenden Fünfjahresbericht in der Zeitschrift „Westfalen“ ein schlankeres Publikationsformat mit halbjährlichem Erscheinungsrhythmus und aktuellem Bezug zu etablieren. Dem bei seiner Gründung formulierten Anspruch, aus dem aktuellen Geschehen der westfälisch-lippischen Denkmalpflege zu berichten, ist dieses Erfolgsformat seit über 30 Jahren treu geblieben (zur Geschichte der Zeitschrift bis 2016 siehe: Jost Schäfer, Unsere Zeitschrift erscheint im 22. Jahrgang, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2016/1, S. 4–8).

Heute ist die „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“ (auch gerne „DiWL“ abgekürzt) aus dem vielfältigen Angebot der Periodika der Denkmalämter nicht mehr wegzudenken (Abb. 1). Zwei Ausgaben pro Jahr informieren über neueste Forschungen, aktuelle Maßnahmen sowie Aktivitäten und Entwicklungen in der LWL-Denkmalpflege, Land-

schafts- und Baukultur in Westfalen (DLBW). Die Zeitschrift ist dabei ausdrücklich das Organ des ganzen Denkmalamtes und seit der Fusion des LWL-Amtes für Denkmalpflege in Westfalen mit dem LWL-Amt für Landschafts- und Baukultur in Westfalen 2011 auch offen für Beiträge der Kulturlandschaftsentwicklung und der Baukultur. Ein so langlebiges Format durchlebt unablässig sowohl äußeren als auch inneren Wandel. Als sich Gründungsmitglied und langjähriger Redaktionsleiter Dr. Jost Schäfer im Juli 2016 in den Ruhestand verabschiedete und die Verfasserin seine Nachfolge antrat, wurde dieser Wechsel u. a. für einen Relaunch der Zeitschrift genutzt: Mit der Ausgabe 2017/2 erschien das Heft im neuen Layout, das sich dennoch der Tradition der Zeitschrift verpflichtet fühlt. Geblieben ist das auffällige extraschmale Format mit den doppelten Umschlagklappen, „gestaltet nach ‚englisch Broschur‘ (= Vorderseite und Hinterseite eingeklappt)“, wie das Protokoll der Redaktionsgruppe vom 10.8.1994 erläutert. Die Umschlagklappen, die den Innenteil wie zwei ausklappbare Flügel flankieren, haben indes auch praktischen Nutzen.

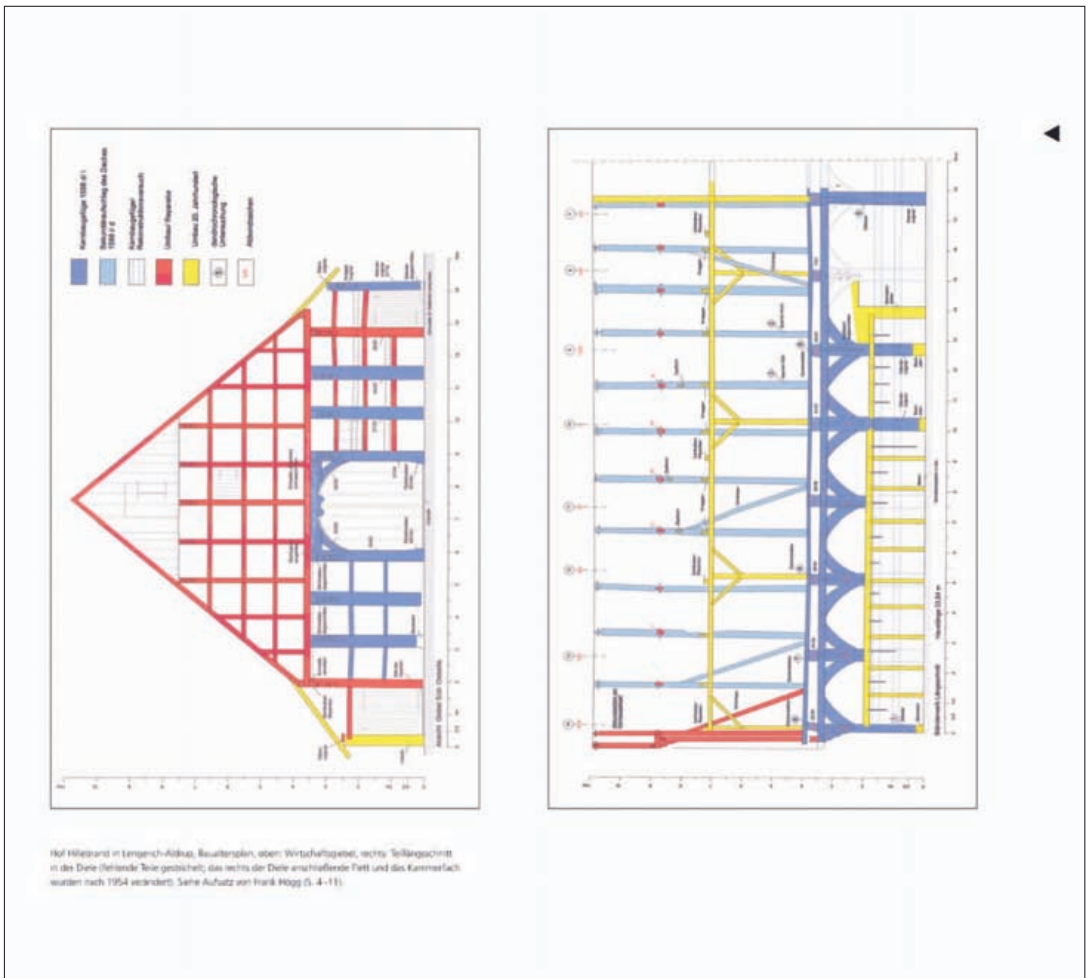
Während die hintere Umschlagklappe traditionell das Organigramm des Amtes abbildet, wird die vordere bei Bedarf für großformatige Abbildungen oder Pläne genutzt (Abb. 2). In diesem Fall animiert ein Dreieck neben dem Impressum zum Öffnen der Klappe.

Geblichen ist ebenfalls das angenehm haptische ungestrichene Umschlagpapier, das – in Klammerheftung gefasst – die Zeitschrift auf einen Umfang von maximal 64 Seiten begrenzt und die Beiträge damit auf eine überschaubare Länge beschränkt. Das anfänglich verwendete farbige Quadrat als rein grafisches Element auf dem Cover wurde 2003 durch gegenständliche Fotos ersetzt und gleichzeitig die mit jedem Heft wechselnde Motivfarbe auf den Umschlag verlegt. Seit 2009 ist das Cover auf ein großformatiges Bild reduziert, das den Fokus auf ein besonderes Kulturobjekt lenkt. Die Gestaltung sowohl von Umschlag als auch von Innenteil liegt seit Heft 2018/1 in den fähigen Händen von Alexandra Engelberts (Münster).

Weitere Neuerungen sind die dem Inhaltsverzeichnis vorangestellte Verbreitungskarte der in den Aufsätzen besprochenen Orten sowie Verlinkungen mittels QR-Codes zur Homepage und zum amtseigenen Youtube-Kanal (Abb. 3).

Mit Inhalt gefüllt wird die DiWL durch die Beiträge der Kolleg:innen des Denkmalamtes. Diese werfen Schlaglichter auf die vielseitige Arbeit der Denkmalpflege, auf aktuelle Fälle und bemerkenswerte Kulturobjekte. Beiträge aus dem Umfeld der kommunalen Denkmalbehörden sowie der universitären Forschung schärfen zusätzlich den Blick „von außen“.

Durch die Aufnahme von Veranstaltungs- und Tagungsberichten ist die Zeitschrift eng mit den Vermittlungsformaten der Öffentlichkeitsarbeit des Amtes verknüpft. Die Ausgabe 2025/1 „Denkmaliebe – zehn Geschichten“ diente sogar als Publikationsorgan für die Vorträge des „Westfälischen Tags für Denkmalpflege“ 2024. Turnusmäßig wird von Tagungen und anderen Veranstaltungen berichtet, etwa von dem Weiterbildungsformat „Denkmalpflege: Westfälisch – Praktisch“ im LWL-Freilichtmuseum Detmold, dem Jahrestreffen der westfälischen-lippischen Preisträger:innen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz oder den Sitzungen der Arbeitsgruppen der Vereinigung der Denkmalfachämter in den Ländern. Zu den seit Jahren fest etablierten Rubriken gehören u. a. die Neuerscheinungen des Amtes, die Neuerwerbungen der Fachbibliothek sowie die



2 Umschlagklappe mit dem Baualtersplan von Hof Hillebrand in Lengerich-Aldrup (DiWL 2023/2).

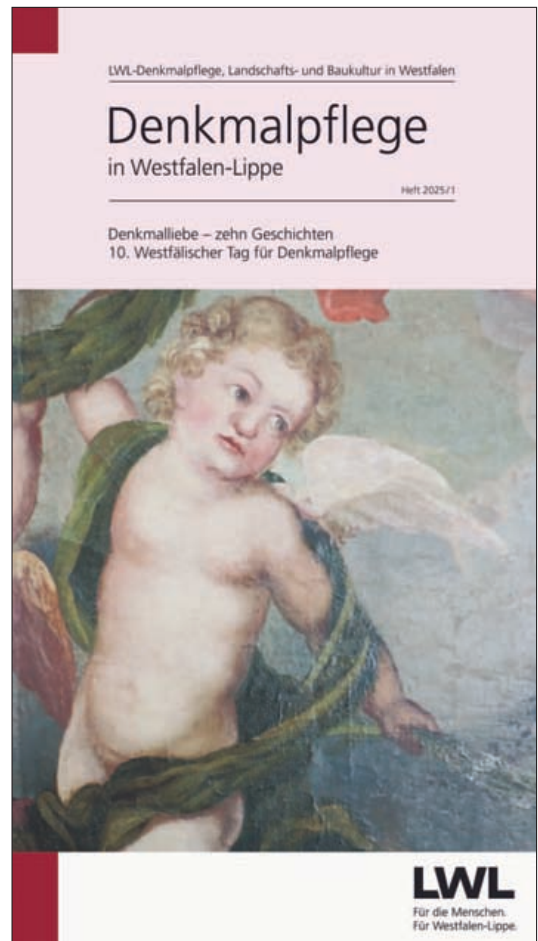
Personalmeldungen. Eröffnet wird das Heft durch das Editorial, das dem Landeskonservator die Möglichkeit bietet, die Lesenden persönlich anzusprechen und aktuelle denkmalpolitische Themen zu kommentieren.

Über Inhalte und Schwerpunkte der Zeitschrift entscheidet grundsätzlich die Redaktionsrunde. Dabei agiert die Redaktion traditionell eigenständig und referatsübergreifend und wählt auch selbstständig neue Mitglieder. Es hat sich bewährt, dass die Redaktionsrunde neben der Leitung aus jeweils einer Vertreterin bzw. einem Vertreter der verschiedenen Referate besteht. Dies gewährleistet, dass die Perspektiven aus sämtlichen Bereichen des Amtes vertreten werden und die Redaktion ihren übergeordneten Blick auf die Themen und Fragestellungen behält. Bereits die erste Redaktionsrunde war ein aus dem ganzen Amt zusammengestelltes Team, bestehend aus Jost Schäfer (Leitung), Fred Kaspar (Inventarisierung), Kurt Röckener, Iris Tillessen (beide Praktische Denkmalpflege) und Imme Wittkamp (Technische Kulturdenkmäler).

Die letzten zehn Jahre waren geprägt von einem weitgehend unveränderten Redaktionsteam aus Dr. Gisela Woltermann (Leitung), Dr. David Gropp (Inventarisierung), Dr. Barbara Pankoke (Praktische Denkmalpflege) und Dr. Dirk Strohmann (Restaurierung). 2023 folgte Sabine Becker M. A. auf Dirk Strohmann, der in den Ruhestand ausschied. Ein Jahr später kehrte Dr. Eva Dietrich auf den Platz in der Redaktion zurück, den sie 2014 an David Gropp übergeben hatte (Abb. 4).

Das Fundament für die erfolgreiche Arbeit der Redaktion sind ihr enges kollegiales Miteinander und das große Engagement ihrer Mitglieder, die die Redaktionsarbeit zusätzlich zu ihren sonstigen Aufgaben leisten. Ohne diese große Bereitschaft, die regelmäßigen, meist termingebundenen redaktionellen Pflichten zu erfüllen, wäre die „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“ nicht realisierbar. Dabei beschränkt sich die Redaktionstätigkeit nicht nur auf die fachliche Prüfung und das sprachlich-stilistische Redigieren der Manuskripte und Satzentwürfe. Sie umfasst auch die regelmäßigen Redaktionstreffen, Entscheidungen über die Aufnahme von Beiträgen, Ideenfindung und Konzeption des jährlichen Themenhefts sowie das aktive Einwerben von Beiträgen. Und ganz nebenbei entstehen auch immer wieder Aufsätze aus der Feder der Redaktionsmitglieder.

Neben den „offenen“ Heften mit thematisch unzusammenhängenden Beiträgen aus dem großen Spektrum der Tätigkeiten des Denkmalamtes setzten Themenhefte inhaltliche Schwerpunkte. Seit 2010 haben immer wieder Ausgaben den Fokus auf bestimmte Themen gelenkt wie „Bauten der 1920er bis 1950er Jahre“ (2010/2), „Denkmäler des Verkehrs im 19. und 20. Jahrhundert“ (2011/2) oder „Kunst am Bau“ (2016/1). Mit dem Relaunch 2017 anlässlich des Jubiläums 125 Jahre Denkmal-



3 Themenheft „Denkmalliebe – zehn Geschichten“ (DiWL 2025/1) und QR-Code mit dem roten Engel, dem Logo des Heftes.

pflege in Westfalen (2017/2) wurde dann ein festes Schwerpunktheft pro Jahr etabliert, um ein thematisches Highlight zu setzen.

Anlässe für Themenhefte boten sich vielfach, sei es der Abschluss eines langjährigen Amtsprojekts („Kirchenbau nach 1945“, 2019/2), Festjahre („Jüdisches Leben in Westfalen-Lippe“, 2021/2) anlässlich 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland; „1973–2023 – 50 Jahre Sachbereich Technische Kulturdenkmäler in Westfalen-Lippe“, 2024/1), aktuelle Forschungsthemen und Epochen („Neues Bauen: Architektur der 1920er- und 1930er-Jahre“, 2018/2; „Postmoderne – die ‚langen achtziger Jahre‘“, 2023/1) oder Einblicke in spezielle Tätigkeitsfelder des Fachamtes („Farbfassungen und Architekturoberflächen“, 2020/2). Anfänglich war das Schwerpunkthema im zwei-



4 Das Redaktionsteam: Gisela Woltermann, Sabine Becker, Eva Dietrich und Barbara Pankoke (v. l. n. r.).

ten Heft des Jahres platziert, 2023 wechselte es in die erste jährliche Ausgabe. Geblieben ist, dass sich diese themengebundenen Hefte einer besonders großen Nachfrage erfreuen – ein Beleg dafür, dass das Konzept der leichten Verständlichkeit und reichen Bebilderung bei gleichzeitiger fachlicher Versiertheit aufgeht. Die Zeitschrift sollte von Anfang an nicht so sehr Wissenschaft, wohl aber fundierte Informationen liefern, dabei aber verständlich geschrieben sein und auf einen umfangreichen Anmerkungsapparat verzichten. Die Zielgruppe sind alle an Denkmalpflege Interessierten – und damit ausdrücklich nicht nur Fachleute, sondern sämtliche mit Denkmalschutz und Denkmalpflege befassten Personen und Stellen, seien es Denkmalbehörden, Verbände, Vereine, Netzwerke, Eigentümer:innen, Planende, Architekt:innen, Restaurator:innen, Handwerker:innen, Wissenschaftler:innen oder politische Entscheidungsträger:innen.

Inzwischen ist die DiWL nicht nur ein etabliertes Organ unter den Denkmalpflege-Periodika, sondern ein Sprachrohr und Werbemittel erster Güte für das Denkmalamt. Nach einer Anfangsausgabe im Jahr 1995 von 1.200 Exemplaren wurde diese aufgrund großer Nachfrage schnell auf (regelmäßig vergriffene) 1.900 bis 2.000 Exemplare gesteigert. Nachdem sich der langjährige Vertriebspartner Ardey-Verlag aus Münster 2024 aus der Buchproduktion zurückzog, entschied sich die

LWL-DLBW dazu, den Versand der Zeitschrift künftig selbst zu übernehmen. Interessierte Leser:innen können sich gerne an die Redaktion wenden ([gisela.woltermann@lwl.org](mailto:gisela.woltermann@lwl.org)).

Neben der gedruckten Version ist die Zeitschrift auch digital frei verfügbar. Bereits seit 2004 erscheint jede Ausgabe nicht nur im Print, sondern auch als Online-Version für den kostenlosen Download auf der Homepage des Denkmalamtes (<https://www.lwl-dlbw.de/de/publikationen/zeitschrift/>). Die Kombination Print und Online gehört zum Erfolgsrezept des Formats und macht dank seiner uneingeschränkten Verfügbarkeit im Netz die Arbeit der westfälisch-lippischen Denkmalpflege weltweit sichtbar.

Mit einem solchen Öffentlichkeitsformat lässt sich sehr erfolgreich „Denkmalpolitik“ machen und die ist auch notwendig. Die wachsende Anzahl von denkmalwerten Objekten, die aktuelle Gesetzeslage in NRW und die zunehmend drängenderen Herausforderungen der Zukunft machen die Fürsprache für die Belange der westfälisch-lippischen Denkmalpflege wichtiger denn je.

Gisela Woltermann

#### Bildnachweis

1, 4 LWL-DLBW/Horstmann. | 2 Zeichnung: LWL-DLBW/Zalberg, nach LWL-DLBW/Högg. | 3 LWL-DLBW.

## Denkmalpflege: Westfälisch – Praktisch 2025 Gut bedacht – Denkmalpflegerischer Umgang mit historischen Dächern

Historische Dächer standen bei der Fortbildungsveranstaltung „Denkmalpflege: Westfälisch – Praktisch“ am 24. September 2025 im LWL-Freilichtmuseum Detmold im Fokus. Seit 2009 veranstalten das LWL-Freilichtmuseum Detmold und die LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen (LWL-DLBW) das praxisorientierte Format. Diese langjährige Zusammenarbeit lobten Museumsleiterin Dr. Marie Luisa Allemeyer und Landeskonservator Dr. Holger Mertens bei ihrer Begrüßung zu Beginn der Veranstaltung.

Als Moderatorin führte Dr. Simone Meyder durch den Tag, Referatsleiterin der Praktischen Denkmalpflege der LWL-DLBW. Sie machte die Relevanz des Themas deutlich: Dächer würden Gebäude vor Witterung schützen und das Erscheinungsbild prägen. Angesichts von Wohnraummangel und Klimawandel würden die Anforderungen an Dächer von Baudenkmalern bezüglich Ausbau, energetischer Sanierung und baulicher Anpassung steigen. Zudem würden baurechtliche Aspekte wie Brandschutz eine Rolle spielen. Der Umgang mit Dachdeckungen benötige daher besondere Sorgfalt und Dachtragwerke müssten häufig zimmermannsmäßig ertüchtigt werden. Dies erfordere sowohl handwerkliche als auch denkmalpflegerische Expertise und eine gewisse Experimentierfreude.

Im reich bebilderten Einführungsvortrag vermittelte Dr. Moritz Wild vom LWL-DLBW Referat Inventarisierung einen historischen und typologischen Überblick zur Entwicklung historischer Dächer, wobei er auch die Qualitäten der verschiedenen Dachdeckungsarten erläuterte. Deckungsmaterialien für Weichdächer, also solche aus Stroh, Reet oder die im Mittelgebirge gebräuchlichen Holzschindeln, seien der breiten Bevölkerung verfügbar gewesen. Hartdeckungen, wie die Mönch-Nonne-Ziegel mit Mörtelfuge oder Deckungen aus Wesersandstein, seien im Gegensatz dazu zwar wasserdicht, aufgrund der hohen Kosten aber eher den Wohlhabenderen vorbehalten gewesen. Sie setzten sich dann mit der Weiterentwicklung der Transportmittel und aus Brandschutzgründen weiter durch. Ebenfalls stellte der Vortrag den Einsatz von Zierelementen sowie Sonderformen für spezifische Funktionen bis hin zu modernen Dachformen wie Paraboloid- und Hängedächern vor.

Tragwerksplaner Jonte Adriaans, Adriaans Ingenieurgesellschaft für Bauwesen mbH in Lage, stellte die größten Stellschrauben bei der statischen Bewertung von Dachtragwerken vor. Die frühzeitige Einbindung eines Ingenieurs würde die Kosten senken, da er den Bestand genau auf Schäden und Lasten untersuchen könne. Außerdem könne dieser die Verformungs- und Schwingungseigenschaften in seiner Berechnung an die Gebrauchstauglichkeit anpassen, wodurch sich häufig

günstigere Werte ergäben. Aber auch ein passendes Nutzungskonzept, das dem Bestand gerecht wird, sei wichtig. Adriaans Plädoyer: „Reparieren und Verstärken, statt Ausbau“. Seiner Meinung nach bräuchte man auch den Mut, Hölzer mit Schäden zu belassen und Eingriffe substanzschonend auszuführen. Und manchmal sei auch Stahl der richtige Weg – mit Ausnahme von Stahlbändern, die sich witterungsbedingt zu stark ausdehnen. Falls das Planungsbudget es hergäbe, sei auch eine Materialanalyse und Gewichtermittlung sehr lohnenswert, um eine höhere Sicherheit für Ausschreibungen erhalten zu können.

Der anschließende Beitrag von Krischan Zora, Architekturbüro Mensen + Zora, und Burkhard Inkmann, Kleinwechter & Bröker GmbH, zeigte anhand realisierter Projekte eine große Bandbreite an Dachsanierungen, Ertüchtigungen und Nutzungsänderungen unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer, bauordnungsrechtlicher und nutzungsspezifischer Belange. Dabei wurde auch hier betont, dass eine qualitätvolle Planung in der Denkmalpflege immer mit gründlichen Untersuchungen beginnt. Modellstudien und Probemodelle seien wichtige Werkzeuge, um die praktische Umsetzbarkeit mit den Gewerken abzustim-



1 An der Kappenwindmühle wurde die Dacheindeckung mit Holzschindeln vorgestellt.



2 Praktische Vorführung am Dachmodell: Mit dem Klopfbrett wird das Reet in Form gebracht.

men. Ein detaillierter Maßnahmenplan von Architekt:innen regelt den Umgang mit Schäden, um den Werterhalt des Denkmals sowohl materiell als auch kulturhistorisch sicherzustellen. Die enge Zusammenarbeit zwischen planenden Architekt:innen und ausführenden Zimmerleuten sei besonders bei historischen Holztragwerken entscheidend, um Zielkonflikte frühzeitig zu vermeiden und eine denkmalverträgliche Lösung zu erreichen. Eine wichtige Erkenntnis der beiden Redner: „Baufehler stehen nicht unter Denkmalschutz“. Außerdem gaben sie noch ein paar praktische Tipps mit auf den Weg: kurze Holzdübel zur Kaschierung von Edelstahlbolzen, Ziegel mit Strohdocke-imitierender Schattenfuge sowie Holzweichfaserplatten als Aufsparrendämmung zur Sichtbarlassung der historischen Bauweise.

Es folgten Impulsbeiträge von LWL-Denkmalpflegern: Dr. Bruno Denis Kretzschmar stellte zwei Dachsanierungen aus Soest vor. Bei der gotischen Kirche St. Pauli sei das Langhaus denkmalgerecht

mit Naturschiefer saniert und der Turmhelm mit Blei neu eingedeckt worden. Das alte Dachwerk der Kirche St. Petri hätte Risse im Gewölbe erzeugt, die durch ein ergänztes Zangensystem auf die Außenmauern umgeleitet wurden. Zusätzlich zeigte Kretzschmar einen Kurzfilm zur St. Clemens-Kirche in Lippstadt, deren Langhausdach bei einem Sturm um 60 Zentimeter verschoben worden war, sodass dieses komplett abgenommen und die Gebinde einzeln gerichtet werden mussten. Dr. Christian Steinmeier berichtete von der Rettung der Kupfereindeckung der Telgter Gnadenkapelle, die viele Anläufe benötigte: vier fehlgeschlagene Probemodell-Versuche zeigten dabei, wie wichtig eine detaillierte durchgeplante Zusammenarbeit der verschiedenen Fachleute ist. Bei den praktischen Vorführungen am Nachmittag, die von Mitarbeitenden des Freilichtmuseums und verschiedenen Fachbetrieben durchgeführt wurden, standen sowohl die Vor- und Nachteile unterschiedlicher Dacheindeckungsarten wie Holzschindeln, Reet und Sollingplatten als auch Praxisbeispiele von Dachtragwerken und statischen Ertüchtigungen im Fokus.

Björn Kastrup, neuer Referatsleiter für Historisches Bauen im LWL-Freilichtmuseum Detmold, betonte bei der abschließenden Diskussion, wie wichtig die wissenschaftliche Weiterentwicklung alter Techniken ist, wie sie die museale Denkmalpflege praktiziert.

Bei der Zusammenfassung des Tages durch Moderatorin Simone Meyder wurde darüber hinaus deutlich, dass es sich bei der Instandhaltung von Dächern meist um objektspezifische Einzellösungen handelt. Die Analyse des Bestands bilde die Grundlage für die denkmalpflegerische Zielsetzung. Ein weiterer, auch für die Ästhetik entscheidender Baustein sei die Qualität der Planung und des Handwerks. Gute Fachkompetenz und Kommunikation sowie Experimentierfreude und Erfindungsgeist seien sehr wertvoll. Durch gemeinsame Zusammenarbeit würden sich gute Lösungen finden, natürlich nur dort, wo der Bestand Nutzen zulasse. So würden wir unsere wunderbaren Denkmäler in Westfalen-Lippe in die Zukunft bringen.

Ricarda Bodi

Bildnachweis

1–2 LWL-DLBW/Bodi.

# Neuerscheinungen

Kristina Krüger / Peter Barthold / Thomas Eißing / Claus Peter, *Die Klosterkirche Corvey. Bauuntersuchung und Baugeschichte des Westbaus. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen Bd. 43.1.2*

Hg. LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen / LWL-Archäologie für Westfalen. Münster, Petersberg 2025, 870 Seiten und 73 Faltpäne.

ISBN 978-3-7319-1558-4 (Hardcover). 123 Euro.  
DOI: <https://doi.org/10.11588/propylaeum.1670> (Teil 1),

<https://doi.org/10.11588/propylaeum.1674> (Teil 2),  
<https://doi.org/10.11588/propylaeum.1675> (Teil 3)



Die Kirche St. Stephanus und Vitus der ehemaligen Benediktinerabtei Corvey bei Höxter beschäftigt seit über 100 Jahren die westfälische Forschung. Mit der nun vorgelegten Publikation über die Bauuntersuchung und Baugeschichte des Westbaus sind alle drei Bände zur Klosterkirche in der Reihe „Denkmalpflege und Forschung in Westfalen“ veröffentlicht.

Im Fokus des Buchs steht die baugeschichtliche Untersuchung des Westbaus des Klosters, einem bedeutenden Zeugnis karolingischen Bauschaffens, dem 2014 (zusammen mit der Civitas) der Status Weltkulturerbe verliehen wurde.

Das 822 gegründete und wenig später an das Westufer der Weser verlegte Kloster war eines der wichtigsten kulturellen und wirtschaftlichen

Zentren Mitteleuropas und stand in regem geistig-kulturellem Austausch mit anderen frühmittelalterlichen Bildungszentren des Kontinents.

Der Hauptautorin Kristina Krüger gelingt eine umfassende Darstellung der wechselvollen Baugeschichte des Westbaus, von den karolingischen Anfängen über die hochmittelalterlichen Umbauten (11.–13. Jahrhundert) bis zu den neuzeitlichen Eingriffen und Erweiterungen (16.–20. Jahrhundert), die u. a. zu einer Neubewertung der „Kaiserkirchen“-These führt. Die Corveyer Klosterkirche wird im Vergleich mit anderen Referenzbauten in den Kontext der frühmittelalterlichen Architektur Mitteleuropas gestellt und anhand ihrer Baugestalt und Raumorganisation sowie in ihrer Ausstattung und liturgischen Nutzung analysiert.

Die kulturhistorischen Untersuchungen werden ergänzt durch Beiträge von Peter Barthold zu den historischen Dachwerken und Holzkonstruktionen (S. 377–416), zu den Glockenstühlen (S. 459–468) und den Graffiti (S. 469–478), von Thomas Eißing und Susanne Schödel zu den dendrochronologischen und 14C-Datierungen am Westbau (S. 417–438) sowie von Claus Peter zu den Glocken der ehemaligen Abteikirche (S. 439–458). Das Publikationsmanagement und die wissenschaftliche Gesamtedaktion lag in den Händen von Dr. Roland Pieper.

Die beiden Textbände gliedern sich in einleitende Vorbemerkungen (Kap. I), die bauarchäologische Untersuchung (Kap. II), die Baugeschichte (Kap. III) und die Betrachtung der Klosterkirche im Kontext der frühmittelalterlichen Architektur (Kap. IV), gefolgt von einem umfangreichen Anhang, der u. a. den Katalog der dendrochronologischen und 14C-Datierungen, Protokolle über die Untersuchungen von 1960–1962, Aufmaße von 1953/54 sowie Putzkartierungen und Zeichnungen der Bau-skulpturen enthält.

Vervollständigt wird die Publikation durch einen Beilagenschuber mit 73 großformatigen Faltpänen, mittels derer u. a. die einzelnen Bauphasen und Befunde der Untersuchungen zwischen 1950 und 2010 im Maßstab 1:100 nachvollzogen werden können. Der OpenAccess über den Fachinformationsdienst Propylaeum der Universität Heidelberg und über die Homepage des Denkmalamtes (<https://www.lwl-dlbw.de/de/forschung/klosterkirche-corvey/>) ermöglicht zusätzlich den uneingeschränkten, tiefergehenden Einblick in die wissenschaftlichen Forschungen zu diesem einzigartigen frühmittelalterlichen Denkmal.

Heinrich Otten / Knut Stegmann / Michael Huyer, Kirchenbau nach 1945. Entwicklungen und Bestand in Westfalen-Lippe

21. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen Münster 2026. ISBN 978-3-949076-38-1



Das Buch liefert einen umfassenden Überblick und neueste Forschungsergebnisse zum Kirchenbau nach 1945 in Westfalen-Lippe. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg boomte der Kirchenbau. Neben ausgereiften Traditionsformen standen bald Innovation und Experiment, neben klarer Linie entwickelten sich Dynamik und Kontrast. Konventionelle Ordnungen ergänzte man durch neue, liturgisch inspirierte Grundrisse und neue Formen des Sozialen. Malerei und Bildhauerei spielten wichtige Rollen, die Glaskunst erlebte einen schöpferischen Höhepunkt.

Dieser vielseitige Kulturbestand ist gut verteilt: Überall in Westfalen-Lippe finden sich wichtige Bauten, oft abgelegen und verschlossen. Die Objekte erscheinen nicht selten erklärungsbedürftig: Gerade für die jüngeren Jahrzehnte braucht es Einordnung und Hintergrund. Gleichzeitig sind die Kirchenbauten immer mehr in Gefahr, denn durch die wegbrechende gottesdienstliche Praxis der Kirchenmitglieder gibt es immer weniger

Bedarf. Umbauten, Umnutzungen, sogar Abrisse sind an der Tagesordnung.

Diese Umstände führten ab 2009 zu einer groß angelegten Erfassung sämtlicher Pfarrkirchen der evangelischen und der katholischen Konfession in NRW ab 1945. Allein im Landesteil Westfalen-Lippe kamen über 1300 Sakralbauten mit zahllosen Informationen und Fotos zusammen. Im Zuge der sorgfältigen Ermittlung der Kirchen mit Denkmalwert erarbeitete die LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen auch einen Gesamtüberblick über das kirchliche Bauge-schehen in Westfalen-Lippe, der Grundlage dieses Buches ist.

Das Ergebnis ist nun als Printausgabe und als Online-Publikation verfügbar. Die Autoren behandeln anhand von rund 370 Kirchenbauten das breite Spektrum der Entwicklung. Unter den Bauten sind neben den häufig publizierten Objekten auch weniger bekannte Sakralbauten zu finden. Das Buch erzählt die Geschichte des Kirchenbaus nach 1945 in fünf Eingangskapiteln zu Grundlagen und Hintergründen und in 20 Themenkapiteln zu Abschnitten des formalen Wandels und zu Einzelaspekten wie Materialität und Konstruktion, Städtebau oder Glasmalerei neu. Überblickskarten, Orts- und Personenregister runden die Darstellung ab.

Den Zugang zu den Objekten vereinfachen eine reiche Bebilderung mit aktuellen Fotos sowie eigens für die Publikation gezeichnete Grundrisse und Lagepläne. Zusätzlich sind den Kapiteln Einzelportraits von besonders aussagekräftigen Bauten auf großzügigen Doppelseiten zugeordnet. Mit dieser attraktiven Bebilderung und den aufschlussreichen Themenkapiteln richtet sich das Buch an alle, die sich für dieses herausragende baukulturelle Erbe der christlichen Kultur und dessen Bewahrung interessieren.

Zum Download



# Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl



Nicole Fritz (Hg.), Schöner Wohnen.  
Architekturvisionen von 1900 bis heute.  
Ausstellung vom 8. Juni – 19. Oktober  
2025, Kunsthalle Tübingen  
Tübingen 2025

Das Thema „Wohnen“ ist seit Jahrzehnten ein soziales Thema. Die Ausstellung präsentiert Architekturzeichnungen und realisierte Bauprojekte, die exemplarisch den jeweiligen Zeitgeist illustrieren. Architekt:innen reagieren mit ihren Entwürfen auf den technischen und gesellschaftlichen Wandel, indem sie neue Wohnkonzepte entwickeln. Ausgewählte Entwürfe, Modelle und Raumkonzepte illustrieren ihre Zukunftsvisionen aus mehr als 100 Jahren. Der Ausstellungsparcours beginnt mit expressionistischen Utopien einer an

der Natur orientierten Architektur, setzt sich über funktionalistisch-technikbejahende Visionen in den 1920er-Jahren bis zu Hightech Utopien ab den 1960er-Jahren fort.

Die Ausstellung zeigt Werke u. a. von Aino Aalto, Raimund Abraham, Archigram, Joe Colombo, Coop Himmelb(l)au, Friedensreich Hundertwasser, Arata Isozaki, Helmut Jacoby, Walter Jonas, Jan Kamensky, Jan Kaplický (Future Systems), Friedrich Kiesler, Body Isek Kinglez, Engelbert Kremser, Isa Melsheimer, Erich Mendelsohn, Farkas Frenc Molnár, Verner Panton, Hans Poelzig, Thomas Ravens, Bernd Ribbeck, Simone Rueß, Hans Scharoun, Oskar Schlemmer, Ettore Sottsass, Bruno Taut, Theo van Doesburg, Konrad Wachsmann, Stefan Wewerka, Amelie Weyers, Heike Weber & Walter Eul. Leider gibt es keinen Ausstellungskatalog, jedoch gewährt das Begleitheft einen repräsentativen Überblick über die Ausstellung.



Janik Voigt, Weltraum wird Lebensraum.  
Eine Siedlung auf dem Mars  
Wiesbaden 2025. ISBN 978-3-658-46757-9

Wo könnte man wohnen, wenn die Erde durch Klimawandel, Naturzerstörung und Überbevölkerung vielleicht irgendwann unbewohnbar ist? Wäre der Mars eine Alternative? Dazu untersucht die Publikation zunächst die Eignung des Mars auf eine menschliche Besiedlung. Der erste Themenbereich prüft die Bedingungen, z. B. die Bewertung von Technologien und Baumaterialien, die den außergewöhnlichen Umweltbedingungen des Weltalls standhalten können. Ein zweiter Themenbereich beschäftigt sich mit den „psychischen Herausforderungen“ für menschliches Leben auf dem Mars. Der direkte Vergleich der

Lebensräume von Erde und Mars zeigt die Strapazen eines Lebens auf dem Nachbarplaneten: „Auf dem Mars hingegen ist das Leben ein ständiger Kampf um das Überleben. [...] Der Mensch ist auf dem Mars ein Pionier, der in einer lebensfeindlichen Umgebung versucht, Fuß zu fassen.“

Die Abbildungen zeigen Grundrisse und Entwürfe für menschliche Siedlungen auf dem Mars.



DW Dreysee, May-Siedlungen. Architekturführer durch zehn Siedlungen des Neuen Frankfurt 1926–1930: Praunheim, Römerstadt, Westhausen, Höhenblick, Bornheimer Hang, Riederwald, Hellerhof, Niederrad, Heimatsiedlung, Am Lindenbaum

Köln 2025. (5. aktualisierte Auflage).

ISBN 978-37533-0777-0

12.000 bezahlbare Wohnungen in fünf Jahren – diese Bilanz markiert den Beginn eines der eindrucksvollsten städtebaulichen Projekte der Moderne. Aufgrund der Wohnungsnot initiierte der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May eines der größten Stadtentwicklungsprogramme zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Statt in Mietskasernen oder

zusammen mit mehreren Generationen in einem Haus sollten die Menschen nicht nur in neuen, sondern auch in neuartigen Wohnungen und Stadtteilen leben können. Es wurden Wohnungen für die Kleinfamilie entworfen, deren Funktionalität und Ausstattung die Bedürfnisse aller Familienmitglieder berücksichtigen sollte. Diese Ziele konnten nur erreicht werden, indem neue Baukapazitäten geschaffen, einheitliche Wohnstandards definiert und Finanzierungskosten gesenkt wurden.

„Das Neue Frankfurt “ – so heißt das Projekt bis heute – feierte 2025 sein 100. Jubiläum. Aus diesem Anlass wurde der Architekturführer überarbeitet und aktualisiert.



Markus Lehrmann / Wolfgang Sonne (Hg.), Werner Ruhнау. Bauen für die offene Gesellschaft. Werk, Nachlass, Kontext. Katalog der Ausstellung 16.5.–27.9.2025, Baukunstarchiv NRW, Dortmund

Eine Publikation aus der Schriftenreihe des Baukunstarchivs NRW

Bönen 2025. ISBN 978-3-98741-193-9

Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Bauen für die offene Gesellschaft“. Gezeigt wird eine Auswahl aus dem Nachlass Werner Ruhnaus, welcher in der Sammlung des Baukunstarchivs NRW aufbewahrt wird.

Werner Ruhнау (1922–2015) zählt zu den profiliertesten Architekten der deutschen Nachkriegszeit. Bekannt wurde er durch seine Arbeit im Baubüro der Landwirtschaftskammer Münster (1950–1952), danach insbesondere durch seine Theaterbauten in Münster und Gelsenkirchen, welche „eine gesellschaftliche Funktion für die Ausbildung eines demokratischen Bewusstseins übernehmen“ sollten. Zur Realisierung seiner Vision, den Raum zu demokratisieren, gehörte auch die Gestaltung der Arbeitswelt. Zwischen 1968 und 1972 erbaute Ruhнау das Büro- und Sozialgebäude der Firma Herta KG in Herten (siehe Aufsatz Kuhrmann S. 4–12). Dort entwarf er u. a. ein Großraumbüro, in dem Kunstwerke und Arbeitswelt eine Verbindung eingehen sollten, um auch hier den Kunst- und Raumbegriff zu erweitern.

Umfassende Informationen über unsere Neuerwerbungen erhalten Sie durch unsere aktuelle Neuerwerbungsliste, die wir monatlich per E-Mail verschicken. Sie können die Liste unter folgender Adresse abonnieren: [dlbw-bibliothek@lwl.org](mailto:dlbw-bibliothek@lwl.org)

Öffnungszeiten der Bibliothek:

Montag – Freitag 8.30 – 12.30 Uhr und

Montag – Donnerstag 14.00 – 15.30 Uhr

Anmeldung erbeten.

## Personalia



### In Memoriam Dr. Richard Borgmann

Aktive und Ehemalige trauern um Dr. phil. Richard Borgmann, den langjährigen Leiter der Praktischen Denkmalpflege und stellvertretenden Landeskonservator, der am 18. September 2025 im Alter von 81 Jahren verstorben ist.

Zunächst wissenschaftlicher Referent beim damaligen Westfälischen Amt für Denkmalpflege des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe, war der 1976 in Münster mit einer Dissertation über die Stiftskirche in Barsinghausen promovierte Kunsthistoriker Richard Borgmann 1992 von Landeskonservator Prof. Dr. Eberhard Grunsky zum ersten Leiter des Fachbereichs Praktische Denkmalpflege berufen worden.

Wenn ihn damit auch vorrangig Führungs- und Managementaufgaben in Anspruch nahmen, so ließ er es sich in dieser Leitungsfunktion doch nicht nehmen, weiterhin erlaubnispflichtige Maßnahmen an Baudenkmalern zu betreuen und in Vertretungssituationen einzuspringen, auch um den Kontakt zur Alltagspraxis zu behalten. Besonders verbunden war Richard Borgmann mit der Klosteranlage Dalheim in Lichtenau, die er als denkmalpflegerischer Betreuer und Ideengeber fast sein gesamtes Berufsleben lang maßgeblich begleitet hat.

2003 musste Richard Borgmann nach einer allgemeinen Organisationsüberprüfung den von ihm geleiteten Fachbereich Praktische Denkmalpflege neu ordnen. Das war keine einfache Aufgabe, zumal er in „seiner“ Abteilung zahlreiche Individualist:innen hatte, die von den unvermeidlichen Änderungen überzeugt werden wollten. 2007 wurde Richard Borgmann zum stellvertretenden Landeskonservator ernannt. Am Ende seiner über

32-jährigen Dienstzeit wechselte er 2009 in den verdienten Ruhestand und übersiedelte zu seiner Frau Barbara in das linksrheinische Kaarst bei Düsseldorf, wo er sich schnell wohl fühlte. Hier kümmerte er sich mit dem großen Erfahrungsschatz seiner beruflichen Tätigkeit als Vorstandsmitglied des Fördervereins um die Sanierung des benachbarten und über 300 Jahre alten Vierkanthofes „Tuppenhof“.

Seine langjährigen Erfahrungen und seine fachliche Qualifikation wurden schon früh auch von anderer Seite geschätzt: als Lehrer und Prüfer bei der Akademie des Handwerks Schloss Raesfeld, in verschiedenen Arbeitsgruppen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz und des NRW-Städtetages.

Besonders am Herzen lag ihm seit den 1990er-Jahren der Fachaustausch mit den Kolleg:innen der Praktischen Denkmalpflege des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege – in der klugen Erkenntnis, dass dadurch nicht nur eine gute Gelegenheit zum kollegialen Austausch verbunden war, sondern für die Gebietsreferent:innen der LWL-Denkmalpflege auch eine Möglichkeit zur offenen und unaufgeregten Diskussion von Fachfragen entstand. Wer dabei war, wird sich gern an die ebenso kontroverse wie lehrreiche Diskussion erinnern, die er mit seinem brandenburgischen Gegenüber, Ernst Wipprecht, im Innenhof von Kloster/Schloss Bentlage in Rheine geführt hat.

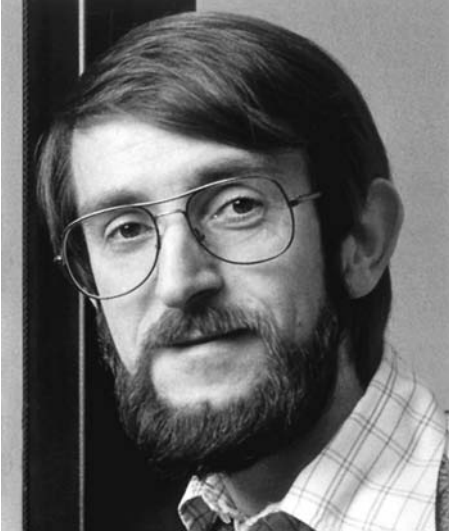
Als Denkmalpfleger war es Richard Borgmann wichtig, in seiner Heimat Westfalen-Lippe das zu bewahren, was wertvoll für unsere Gegenwart ist. Er liebte die Geschichte und die Geschichten des Landes. Zu wissen, wer wir sind und woher wir kommen, war für ihn eine wesentliche Motivation für seine Arbeit. Bei der großen Trauerfeier im heimischen Tuppenhof wurde hervorgehoben, wie sehr ihm bewusst war, dass Baudenkmalier nicht nur aus Stein gebaut sind, sondern ihren Wert vor allem in den Begegnungen und den Herzen der Menschen finden. In seinen denkmalpflegerischen Positionen war Richard Borgmann pragmatisch, jedoch nicht dogmatisch, aber auf jeden Fall prinzipientreu. Auf dunkelhaft auftretendes Akademikertum seiner Zunft blickte er skeptisch.

Im schwierigen Arbeitsalltag der Praktischen Denkmalpflege blieb Richard Borgmann humorvoll und immer wertschätzend. Er konnte mit einem Augenzwinkern motivieren. Als Chef und Führungskraft war es sein Ziel, aus allen Mitarbeitenden das Beste herauszuholen und zu eigenverantwortlichem Handeln zu ermutigen. Dies führte er auch auf seine Erfahrungen als Staboffizier der Bundeswehr zurück. Vertrauensvoll überwies er jüngeren, noch wenig erfahrenen Kolleg:innen größere Projekte; er freute sich zu sehen, wie sie daran wuchsen und überließ ihnen die Anerkennung.

Die heutigen wie die ehemaligen Kolleginnen und Kollegen der Praktischen Denkmalpflege behalten Richard Borgmann als ebenso geschickten wie lebensweisen und warmherzigen Chef in Erinnerung.

Oliver Karnau und Christoph Heuter

Bildnachweis  
Hedwig Nieland.



### In Memoriam Arnulf Brückner

Am 8. Oktober 2025, zwei Tage nach seinem 85. Geburtstag, verstarb der langjährige Leiter der Fotoabteilung des Denkmalamtes Arnulf Brückner. Er wurde am 6. Oktober 1940 in Brieg in Schlesien geboren. Nach der Vertreibung im Frühjahr 1946 wuchs Arnulf Brückner in Bremen auf. Bereits zur Konfirmation bekam er eine Rollfilmkamera im Negativformat 4,5 x 6 cm geschenkt. Er war vielseitig interessiert und reiselustig, so unternahm er schon als Jugendlicher mehrtägige Fahrradtouren von Bremen ins Ruhrgebiet und zum Bodensee.

1955 begann er eine Ausbildung zum Bootsbauer bei der Yacht- und Bootswerft Abeking & Rasmussen in Lemwerder, die er erfolgreich abschloss. 1959 verpflichtete er sich für fünf Jahre bei der Bundeswehr. Nach der Grundausbildung absolvierte er 1960 einen Lehrgang zum Bildspezialisten im oberbayerischen Erding. Dort erlernte er bereits den Umgang mit der Großformatkamera, wie sie auch für Architekturaufnahmen im Amt verwendet wurde. Zusätzlich wurde er im Bereich der Verarbeitung von Luftbildfilmen ausgebildet. Dazu war 1962 ein Lehrgang als Bildauswerter für Luftbilder nötig. Am Ende seiner Dienstzeit hatte er 1964 die Möglichkeit, seine Ausbildung als Fotograf bei der Bundeswehr in Celle mit dem Ablegen der Gesellenprüfung erfolgreich zu beenden. Noch im selben Jahr belegte er einen Lehrgang zum Thema Werbefotografie bei der sehr renommierten Schule von Adolf Lazi in Stuttgart.

Am 15. März 1965 trat Arnulf Brückner seinen Dienst in der Fotoabteilung des Denkmalamtes in Münster an. Dort arbeitete er am Anfang sogar noch mit dem ersten hauptberuflichen Fotografen des Amtes Hugo Schnautz (Dienstzeit 1927–1966) zusammen. Zu Beginn seiner Tätigkeit dokumentierte er die Ausmalung der Clemenskirche und die Rekonstruktion des Festsaales im Erbdrostenhof sowie den Wiederaufbau der Dominikanerkirche. Auch in allen Bereichen der denkmalpflegerischen Fotografie von A wie Architektur bis Z wie Ziborium war er tätig. Von der Ausstellung „Kunst und Kultur im Weserraum“ 1966 in Corvey bis zur Restaurierung vom Dom zu Münster und Sankt Patrokli zu Soest begleitete er fotografisch viele Projekte des Amtes. 1969 besuchte Arnulf Brückner die Meisterschule in Hamburg. Mit dem erworbenen Meistertitel hatte er 1977 die Chance, als Nachfolger von Christoph Bathe (1966–1977) Leiter der Fotoabteilung zu werden.

Bereits zu Beginn seiner Funktion als Abteilungsleiter sorgte er für die Modernisierung der Kameraausstattungen. Auch dem unhaltbaren Zustand mit einem provisorischen Fotoatelier im Negativarchiv bereitete er ein recht schnelles Ende. Bereits im Oktober 1978 konnte das neue großzügige Atelier oberhalb des Festsaales im Erbdrostenhof mit einer kleinen Feier eingeweiht werden. Das Atelier besaß eine Empore, von der aus größere, liegende Objekte aus der Vogelperspektive fotografiert werden konnten. Es wurde eine Exhausterwand installiert, an der sich historische Pläne durch Ansaugen mit Unterdruck faltenfrei und ohne Beschädigungen fotografieren ließen. Die Anschaffung einer modernen Blitzlichtanlage folgte einige Jahre später. Viele dieser Geräte sind auch heute noch im Atelier des Amtes an der Fürstenbergstraße im Einsatz.

Während seiner Amtszeit entstanden neue Inventarbände in der Reihe „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen“. In den frühen Bänden Stadt Detmold und Stadt Lemgo bis zu dem sehr umfangreichen Inventar der Stadt Minden sowie in vielen anderen Publikationen und Denkmalpflegeberichten ist er mit zahlreichen Fotos vertreten. Kurz vor seiner Pensionierung hat er dankenswerterweise noch eine „Chronik der Fotografen des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege 1887–2000“ erstellt.

Arnulf Brückner legte Wert auf kollegiales Verhalten und war immer zu einer fachlichen Diskussion bereit. Er förderte ein selbstständiges und

eigenverantwortliches Arbeiten in der Fotoabteilung, welches von allen Kolleg:innen sehr geschätzt wurde. Auch das gesellige Beisammensein kam nicht zu kurz. So lud er mehrfach zu einer Feier zu sich nach Hause ein. Im Amt war er immer beteiligt, wenn es galt, wieder eine Diashow mit lustigen Darstellungen der Mitarbeitenden zur Weihnachtsfeier zusammenzustellen.

In seiner Freizeit war Arnulf Brückner vielseitig unterwegs: Er war begeisterter Mineraliensucher und Sammler, betätigte sich als Höhlenforscher mit dem Vermessen, Kartieren und Fotografieren von Höhlen im Sauerland. Auch das Skifahren und Klettern gehörte zu seinen sportlichen Aktivitäten. Einmal bestieg er sogar mit einer Großformatkamera (13 x 18 cm Negativformat) die Drei Zinnen in den Dolomiten. Am Ende seiner Dienstzeit begann das Zeitalter der digitalen Fotografie im Amt. Am 31. Dezember 2000 wurde Arnulf Brückner kurz nach seinem 35-jährigen Dienstjubiläum in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet.

Nach dem Ende seiner Dienstzeit blieb er dem Amt auch weiterhin verbunden. Er war bei vielen Weihnachtsfeiern und Ehemaligentreffen des Denkmalamtes zugegen. Auch beim Stammtisch des Amtes, der sich inzwischen zu einem Rentnerstammtisch entwickelt hat, war Arnulf häufig anzutreffen. Dort berichtete er gerne von seinen neuesten Fo-

toaktionen bei der Dokumentation von Großbaustellen in der Stadt Münster, wie auch vom Kanalausbau an der Kanalüberführung und dem Umbau der Oxford Kaserne zum Oxford Quartier. Anfänglich fotografierte er mit einer Digitalkamera, die aber von einem guten Handy abgelöst wurde. Er war der Erste in der Familie, der einen Selfie-Stick besaß, um besser über die Bauzäune fotografieren zu können. Bis ins hohe Alter interessierte er sich für technische Neuerungen und ging auch immer noch seiner Neigung als „Holzwurm“ nach, sicher eine Folge seiner Bootsbauerlehre.

Fast bis zuletzt lebte er selbstständig in seiner Wohnung in Gievenbeck. Nach dem Tod seiner Frau 2019 überstand er stoisch die schwere Coronazeit. Eine große Stütze und Freude waren ihm immer die Familie, besonders seine Tochter und die beiden Enkelkinder.

Wir werden Arnulf Brückner als geschätzten Kollegen und Chef in bester Erinnerung behalten. Er war eine Bereicherung für das Amt und besonders für die Fotoabteilung.

Hedwig Nieland

Bildnachweis  
LWL-DLBW/Dülberg.



## Neuer Referent in der Praktischen Denkmalpflege

Seit dem 1. August 2025 ist Peter Ankermann wissenschaftlicher Referent für die Praktische Denkmalpflege mit einem Schwerpunkt auf dem Erhalt historischer Tragwerke.

Er studierte von 2015 bis 2019 Bauingenieurwesen im Bachelor an der TH Köln und von 2021 bis 2024

Historische Bauforschung und Denkmalpflege im Master an der TU Berlin. Den Masterstudiengang schloss er mit einer Thesis zu Bauaufnahme, Bauforschung, denkmalpflegerischer Bewertung und Sanierungskonzepten zur „Kleinen Brücke an der Meierei“, einer Ziegelbogenbrücke aus der Mitte des 19. Jahrhunderts im Schlosspark Sanssouci in Potsdam, ab. Unmittelbar anschließend war er 2024–2025 als wissenschaftlicher Referent im LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland beschäftigt. In dieser Funktion war Peter Ankermann an einem Erfassungsprojekt zum baulichen Erbe der rheinischen Braunkohleindustrie im Fachgebiet der Industrie- und Technikdenkmalpflege der Inventarisierung beteiligt. Für das Projekt bearbeitete er eine Vielzahl großer und kleiner Anlagen der Braunkohleindustrie wie Brikettfabriken, Wasserwerke und Bahnstrecken. In der Zeitschrift „Denkmalpflege im Rheinland“ veröffentlichte er einen Fachartikel zum Erfassungsprojekt und zur Horremer Brücke bei Köln. Die Brücke aus den Jahren 1953/54 erkannte Peter Ankermann dabei als ein frühes und wegweisendes Beispiel von Spannbetonbrücken, geplant von dem bedeutenden Ingenieur Ulrich Finsterwalder für die Nord-Süd-Bahn des rheinischen Reviers. Parallel zu Bachelor- und Masterstudiengang absolvierte er zuvor bereits mehrere Praktika, unter anderem beim LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland und beim

Landesdenkmalamt Berlin. Daneben war er einige Jahre als Werkstudent in verschiedenen Architektur- und Ingenieurbüros in der Tragwerksplanung im Bauen im Bestand und an historischen sowie modernen Bauten tätig. Da bei Sanierungs-, Umbau- und Umnutzungsplanungen im Kontext von Denkmälern immer öfter und stärker auch Fragen zur Tragwerkserhaltung aufkommen, hofft



### Neuer Referent im Referat 13

Seit dem 1. August 2025 ist Dr. Karl Tobias Friedrich als wissenschaftlicher Referent im Referat Restaurierung und Informationsdienste tätig. Er übernimmt dort den neu geschaffenen Aufgabenbereich der naturwissenschaftlichen Forschung und wird für das im Aufbau befindliche materialwissenschaftliche Labor zuständig sein.

Karl Tobias Friedrich studierte das Fach Restaurierung/Konservierung archäologischer Kulturgutes mit einer Spezialisierung auf anorganische Materialien an der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. Im Anschluss an das Studium arbeitete Karl Tobias Friedrich am Museum für Angewandte Kunst Köln, wo er zunächst für die Materialgruppen Keramik, Glas und Metalle fachkonservatorisch verantwortlich war. Seit 2014 etablierte er schrittweise die Implementierung archäometrischer Analysen in seinem Fachbereich, was schließlich in den Aufbau einer Abteilung für Archäometrie und Konservierungsforschung

der ausgebildete Bauingenieur, in die neue Funktion Erfahrungen und Kenntnisse aus seinen beiden Ausbildungsbereichen einbringen zu können.

Bildnachweis  
Michael Rasche.

mit eigener spektrometrischer Laborinfrastruktur mündete. Parallel zu seiner Arbeit am Museum trieb Karl Tobias Friedrich sein Promotionsstudium an der Katholischen Universität Leuven im Fach Geologie voran, wo er mit einer interdisziplinären Arbeit über die sedimentologisch-mineralogischen Ursachen für die Verwitterung von Glas als Bodenfund bei Professor Patrick Degryse promoviert wurde.

Bereits seit dem Erststudium gilt sein besonderes Interesse den naturwissenschaftlichen Aspekten der Kulturguterhaltung: Dabei liegen seine Forschungsschwerpunkte auf den Fragen nach technologisch-chronologischer Authentizität, der Herkunft verwendeter Rohmaterialien sowie der physikalisch-chemischen Bedingungen für die Erhaltung historischer Materialien. Seine prinzipielle Herangehensweise an diese Fragestellungen ist es, stets die heuristisch-empirische Charakterisierung des historischen Materialbestandes mit möglichst zerstörungsarmen Methoden an den Beginn der Erkenntniskette zu stellen. Neben Forschung und Publikation ist Karl Tobias Friedrich die Vermittlung von Fachwissen über die Grenzen der Wissenschaftsdisziplinen hinaus ein Anliegen. In diesem Wirken übernahm er mehrere Lehraufträge an der Albertus-Magnus-Universität Köln, der Technischen Hochschule Köln und der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Mit dem Beginn seiner neuen Tätigkeit bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen freut er sich auf die Zusammenarbeit mit den Kolleg:innen und verbindet damit die Hoffnung, zu deren von vielfältiger Expertise geprägten Arbeit einen Beitrag zu leisten und manches materialbezogene Rätsel zu lösen.

Bildnachweis  
Michael Rasche.

<b>Amtleitung</b>	Landeskonservator Dr. Holger Merrens Sekretariat: Bethina Eweis	-4035 -4036
-------------------	--	----------------

<b>Sachbereich: Vermittlung und Baukultur</b>	Leitung: Dipl.-Ing. Stefan Reithfeld	-3574
<b>Referat 11</b>	<b>Inventarisation und Bauforschung</b> Leitung: Dr. Michael Hüyer	-4084
<b>Referat 12</b>	<b>Praktische Denkmalpflege</b> Leitung: Dr. Simone Meyder	-4047
<b>Referat 13</b>	<b>Restaurierung und Informationsdienste</b> Leitung: Dr. Birte Graue	-3571
<b>Referat 14</b>	<b>Stadtbau und Landschaftskultur</b> Leitung: Dr. Dorothee Boesler	-4012

<b>Verwaltung</b>	Martina Feidkamp Birgit Stetzkamp Angelika Westphal Martha Bergbräne	-6886 -3881 -4046
<b>Baukultur</b>	Dipl.-Ing. Darius Djahanschah Maximilian Liesner M. A. Dipl.-Ing. Martin Schmidt	-4002 -3877 -3879
<b>Stab Rechtsangelegenheiten</b>	Dr. Sebastian Heiman <sup>3</sup> Volontär:innen Christine Brüggemann-Kottig Lene Jäspert	-4050 -8557 -7556

<b>Stadtbauische Denkmalpflege</b>	Lilly Katharina Altmeyer Luana Lucia Juliano M. A. Thorben Keisting Dr.-Ing. Nina Overhageböck Lisa Marie Seltz M. A.	-4395 -4103 -3066 -4169 -3875
<b>Kulturlandschaftsentwicklung</b>	Martina Bange Dr. Olaf Gissbertz Dipl.-Ing. Michael Höhn Ulrike Monser Dipl.-Ing. Birgit Nadermann Dipl.-Ing. Martin Schauere Alexandra Zentl M. Sc.	-4396 -3882 -3573 -4021 -4004 -4216 -7616
<b>Gartendenkmalpflege</b>	Dr. Christof Baier Dipl.-Ing. Marcus Weiß	-4204 -4062
<b>Gartenkultur</b>	N. N. Lilly Katharina Altmeyer Assistenz: Monika Redel	-3874 -4395 -4649

<b>Stadtbereich: Dokumentation</b>	Leitung: N.N.	-4038
<b>Bild- und Planarchiv</b>	Michael Peren Carsten Haubrock Lilly Horstmann	-4029 -5668 -4045
<b>Fotoabteilung</b>	Sabine Niggemann Marc Ziegert	-3952 -4726
<b>3D-Erfassung und Modellbildung</b>	Christofor Dietrich M. A. Carsten Haubrock Gabriela Hillebrandt Michael Peren	-3876 -5668 -5312 -4029
<b>LWI-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen</b>	www.lwi-dbw.de Fürstenbergstr. 15, 48147 Münster Vermittlung 0251 591-101	

<b>Stadtbereich: Informationsdienste</b>	Leitung: Dr. Birte Graue	-3571
<b>Sachbereich: Denkmalinformati- onsysteme</b>	Leitung: Gina Hängig M.Sc.	-6793 -4048
<b>Datenbanken und Portale</b>	Richard Howische M. A. Birte Reepen M. A. Juliane Schramm	-4028 -3880 -4078
<b>Registrieren und Sammlungen</b>	Lisa Burscheidt Wils Julia Ebel M. A. Carsten Haubrock	-3878 -4023 -5668
<b>Glasmalerei</b>	Luisa Bullan M. A.	-4177
<b>Naturwissenschaftliche Forschung</b>	Dr. Karl Tobias Friedrich	-4061
<b>Bibliothek</b>	Leitung: Sabine Becker M. A.	-4040
<b>Assistenz: Erika Plake</b>		-4067

<b>Erhäuterungen:</b>		
1. zuständig für Herrn Ankermann, Herrn Dr. Heuter, Herrn Frank Haase, Herrn Dr. Karnau, Frau Dr. Pankoke, Frau Dipl.-Ing. Schöfer, Herrn Dr.-Ing. Steinmeier, Frau Dr. Weggers		
2. zuständig für Frau Baumann, Herrn Dipl.-Ing. Brokmann, Frau Dr.-Ing. Heine-Hippel, Frau Kastowski, Herrn Dr. Kretzschmar, Herrn Krimphoff, Herrn Dipl.-Ing. Strugajala, Frau Dipl.-Ing. Votheler		
3. auch zuständig für die LWL-Archäologie für Westfalen und LWL-Museum für Naturkunde 4 für Details in Bezug auf die Zuständigkeiten siehe: <a href="https://www.lwi-dbw.de/">https://www.lwi-dbw.de/</a> ansprechpersonen		

<b>Verwaltung</b>	Martina Feidkamp Birgit Stetzkamp Angelika Westphal Martha Bergbräne	-6886 -3881 -4046
<b>Baukultur</b>	Dipl.-Ing. Darius Djahanschah Maximilian Liesner M. A. Dipl.-Ing. Martin Schmidt	-4002 -3877 -3879
<b>Stab Rechtsangelegenheiten</b>	Dr. Sebastian Heiman <sup>3</sup> Volontär:innen Christine Brüggemann-Kottig Lene Jäspert	-4050 -8557 -7556
<b>Stadtbauische Denkmalpflege</b>	Lilly Katharina Altmeyer Luana Lucia Juliano M. A. Thorben Keisting Dr.-Ing. Nina Overhageböck Lisa Marie Seltz M. A.	-4395 -4103 -3066 -4169 -3875
<b>Kulturlandschaftsentwicklung</b>	Martina Bange Dr. Olaf Gissbertz Dipl.-Ing. Michael Höhn Ulrike Monser Dipl.-Ing. Birgit Nadermann Dipl.-Ing. Martin Schauere Alexandra Zentl M. Sc.	-4396 -3882 -3573 -4021 -4004 -4216 -7616
<b>Gartendenkmalpflege</b>	Dr. Christof Baier Dipl.-Ing. Marcus Weiß	-4204 -4062
<b>Gartenkultur</b>	N. N. Lilly Katharina Altmeyer Assistenz: Monika Redel	-3874 -4395 -4649

<b>Stadtbereich: Vermittlung und Baukultur</b>	Leitung: Dipl.-Ing. Stefan Reithfeld	-3574
<b>Referat 11</b>	<b>Inventarisation und Bauforschung</b> Leitung: Dr. Michael Hüyer	-4084
<b>Referat 12</b>	<b>Praktische Denkmalpflege</b> Leitung: Dr. Simone Meyder	-4047
<b>Referat 13</b>	<b>Restaurierung und Informationsdienste</b> Leitung: Dr. Birte Graue	-3571
<b>Referat 14</b>	<b>Stadtbau und Landschaftskultur</b> Leitung: Dr. Dorothee Boesler	-4012

